Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Heft 13 1936

Erscheint vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

Am Tor

Aufnahme: Rondophot

Amtliche Mitteilungen

Hitlerjugend und Schule

Die 1. Durchführungsverordnung vom 25. 3. 1939 zum Gesetz über die Hitlerjugend über die Zuständigkeit des Jugendführers des Deutschen Reiches grenzt die Aufgabengebiete der Hitlerjugend in § 1 folgendermaßen ab: „Der Jugendführer des Deutschen Reiches ist ausschließlich zuständig für alle Aufgaben der körperlichen, geistigen und sittlichen Erziehung der gesamten deutschen Jugend des Reichsgebietes außerhalb von Elternhaus und Schule."

Die Fassung „außerhalb von Elternhaus und Schule" wurde vielfach so ausgelegt, als ob sich das Aufgabengebiet der Schule allein auf die Erziehung während der Schulzeit und innerhalb des Schulhauses zu beschränken habe. Diese Kommentare gehen von falschen Voraussetzungen aus.

Um von vorneherein allen Zweifeln zu begegnen, wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die 1. Durchführungsverordnung zum Gesetz über die Schulpflicht am 7. März 1939 eindeutig bestimmt: „Die Pflicht zum Besuch der Schule umfaßt die Verpflichtung zur regelmäßigen Teilnahme am schulplanmäßigen Unterricht und an allen sonstigen Schulveranstaltungen, die den Unterrichts- und Erziehungszielen der Schule dienen sollen, auch wenn sie außerhalb des Schulgrundstückes oder der üblichen Schulzeit stattfinden."

*

Aufnahme in die höhere Schule nur probeweise

Nach den Richtlinien über die Aufnahme von Schülern in die höhere Schule, die der Reichserziehungsminister jetzt zusammenfassend in einem Erlaß bekannt gibt, erfolgt der Uebergang von einer öffentlichen oder anerkannten privaten höheren Schule zu einer anderen ohne Aufnahmeprüfung und Probezeit. Dabei ist zu beachten, daß jedes Abgangszeugnis, das zum Versetzungstermin ausgestellt wird, die Bemerkung enthält, daß der Schüler versetzt worden ist oder das Klassenziel nicht erreicht hat. F e h l t dieser Vermerk, so kann das Zeugnis nicht als gültiger Ausweis für den Uebergang zur neuen Schule anerkannt werden. Der Schulwechsel darf keinesfalls zu einer Umgehung der Bestimmung beitragen, daß ein sitzengebliebener Schüler während eines ganzen Schuljahres den Unterrichtsgang seiner bisherigen Klasse wiederholen muß. Verläßt ein Schüler kurz vor dem Versetzungstermin die Schule und geht er mit einem für die Versetzung nicht ausreichenden Zeugnis zu einer anderen höheren Schule über, so darf er nicht in die nächsthöhere Klasse aufsteigen oder übernommen werden.

Beim Uebergang von einer anderen Schulart zur höheren Schule muß dagegen eine Prüfung abgelegt werden, durch die der Anzunehmende nachzuweisen hat, daß sein Wissen und Können der Klassenstufe, in die er einzutreten wünscht, entspricht, und daß er den Forderungen, welche die höhere Schule gemäß ihrer besonderen Aufgabe und Arbeitsweise an die Leistungsfähigkeit der Schüler stellen muß, gewachsen ist. Die Prüfung muß sich auch auf das Gebiet der Leibeserziehung erstrecken. Vor der Prüfung ist von der bisher besuchten Schule ein Gutachten über den Schüler beizuziehen, soweit sich dies nicht durch das Abgangszeugnis dieser Schule als unnötig erweist. Die Aufnahme erfolgt in jedem Falle nur probeweise. Entspricht der Schüler während der Probezeit nicht den Erwartungen und zeigt er sich im Rahmen des Klassenunterrichts den zu stellenden Forderungen nicht gewachsen, so muß er die Schule wieder verlassen. Die Entscheidung liegt in der Hand des Schulleiters. Die Probezeit dauert mindestens ein halbes und längstens ein ganzes Schuljahr.

*

Beihilfen zur Förderung des Hochschullehrernachwuchses

Nachdem durch das Gesetz über die Besoldung der Hochschullehrer die Besoldung der Dozenten an den wissenschaftlichen Hochschulen geregelt worden ist, hat der Reichserziehungsminister auch die zusätzlichen Beihilfen für Dozenten und Assistenten neu geregelt. Sie können als e i n m a l i g e Beihilfe in besonderen Fällen neben den Diäten für die sachliche Durchführung besonderer wissenschaftlicher Arbeiten oder als l a u f e n d e Beihilfen an Dozenten, die weder Diäten noch eine Lehrauftragsvergütung beziehen, zur Förderung ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen.

Ferner können auch Beihilfen zur Förderung a n g e h e n d e r D o z e n t e n bewilligt werden. Voraussetzung ist dabei, daß der Bewerber sein Studium durch Promotion oder Staatsprüfung abgeschlossen und sich durch seine bisherige Haltung und Leistung würdig erwiesen hat, daß Mittel der Allgemeinheit für seine berufliche Entwicklung in Anspruch genommen werden.

*

Schulgärten in Kleingarten- und Kleinsiedlungsanlagen

Wie aus einem Erlaß des Reichsarbeitsministers hervorgeht, besteht auch heute noch vielfach die Abneigung, die zusätzliche Arbeit in Kleinsiedlungen und Kleingärten zu übernehmen, obwohl bekannt ist, welche erheblichen Vorteile in vielerlei Hinsicht diese Arbeit gewährt. Es soll deshalb schon bei der Schuljugend die Liebe zur Scholle geweckt werden, um so auch die Einstellung der Eltern zu beeinflussen. Vor allem werden aber die so erzogenen Kinder später danach streben, die erworbenen Kenntnisse in einer Kleinsiedlung oder in einem Kleingarten zu verwerten.

Der Reichserziehungsminister und der Reichsarbeitsminister würden es darum begrüßen, wenn bei der Errichtung von Kleingartenanlagen und der Durchführung von Siedlungsvorhaben geeignetes Gelände zur Anlage von Schulgärten zur Verfügung gestellt wird und die Schulgärten möglichst in unmittelbarem Zusammenhang mit Kleingartenanlagen oder Siedlungsvorhaben angelegt werden. Wenn auch der Schulgarten in erster Linie im Dienste der Erziehung und des Unterrichts stehen muß, und die besondere Aufgabe hat, durch praktische Arbeit die theoretischen Unterweisungen im Unterricht zu ergänzen und zu unterbauen, so wird doch eine engere Beziehung der Schulgärten zum Kleingarten- und Kleinsiedlungswesen für beide Maßnahmen von Vorteil sein. Vor allem wird der Eifer der Kinder, in dem Erfolge den Erwachsenen gleichzukommen, gefördert und ihnen ein Vorbild gegeben, an dem sie lernen können, während der Schulgarten andererseits auch für die Schulung und Wirtschaftsberatung der Erwachsenen wertvolle Hinweise bieten kann.

Der Erlaß hält deshalb eine möglichst enge Zusammenarbeit zwischen den Lehrern, die berufen sind, die Gartenarbeit der Kinder zu leiten, und den Schulungskräften des Reichsbundes Deutscher Kleingärtner E. V. und des Deutschen Siedlerbundes E. V. für zweckmäßig. Die Lehrer werden sich vielfach gern an Lehrgängen für die Schulungskräfte dieser Verbände beteiligen, um ihr Wissen zu bereichern; andererseits werden sie wie bisher bereit sein, sich gelegentlich für die Schulungskräfte dieser Verbände beteiligen, um ihr Wissen zu bereichern; andererseits werden sie wie bisher bereit sein, sich gelegentlich für die Schulungsarbeit dieser Verbände, vor allem in ihrem Dienstbezirk, zur Verfügung zu stellen. Die vom Reichsbund Deutscher Kleingärtner E. V. und dem Deutschen Siedlerbund E. V. für die Schulung der Mitglieder beschafften Anschauungsmittel, wie Filme, Bilder, Tafeln usw., werden den Schulbehörden auf Wunsch zur Verfügung zu stellen sein. Weitere Möglichkeiten der Zusammenarbeit, wie gemeinsame Beschaffung von Pflanzen, Sämereien, Düngemittel, werden sich örtlich ergeben.

*

Nachwuchs für die Fliegerscharen der HJ.

Zur Förderung der Zusammenarbeit zwischen Schule, dem NSFK. und der HJ. werden nach einem im Einvernehmen mit dem Korpsführer ergangenen Erlaß des Reichserziehungsministers die Angehörigen des deutschen Jungvolkes, die in der Schule mit besonderem Erfolg am Flugmodellbau teilgenommen haben, zur Uebernahme in die Fliegerscharen der HJ. vorgeschlagen. Auf diese Weise findet die vielfach ganz hervorragende Arbeit im Flugmodellbau der Schulen ihre Fortsetzung in den Fliegereinheiten der HJ. und gegebenenfalls dann in der Luftwaffe unserer Wehrmacht.

Heft 13 1939

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB.
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Inhalts-Übersicht

Urgroßvaters Schulzeugnis
Seite 436
★
Kinder, die uns Sorgen machen
Das stotternde Kind
Von Dr. Rudolf Günther
Seite 439
★
Ein Abenteuer
und wie es endete
Seite 440
★
Fritzchen wird zur Kur verschickt
Eine Mahnung für Mütter
Von Walter Sagitz
Seite 446
★
Das erste Jahr auf der höheren Schule
Von Dr. Edmund Hennes
Seite 448
★
Unsere Pimpfe im Zeltlager
Von Karl Lehnhoff
Seite 450
★
Deutsche Mutter in Sibirien
Roman von Leibfried-Kügelgen
Seite 453
★
Tu du's
Plauderei von Walter Bastine
Seite 456
★
Bastelstunde der »Reichs-Elternwarte«
Wir bauen einen Telegraphenapparat
Seite 462
★
Hilfe bei der Schularbeit
Wörtlich oder nichtwörtlich
Von Schulrat Karl Jacob
Seite 442
★
Unsere Rechenstunde
Von Willi Kranz
Seite 444
★
Im Reich der Frau
Anregungen für die Küche
und für die Nähstube
Seite 458
★
Was können unsere Kinder werden?
Der Fischer
Von Dr. Hans Hajek
Seite 460
★
Kinderwarte
Lachen und Raten

Kleine Ostpreußin

Aufnahme: J. Zelter

Urgroßvaters Schulzeugnis

„Wozu die vielen Worte auf den heutigen Schulzeugnissen, wo doch eine einzige Ziffer genügen würde?!"

„Wozu auf dem Schulzeugnis in der Spalte ‚Betragen' eine langatmige Beschreibung und Schilderung der seelischen Eigenschaften und der Sinnesart, eine sogenannte ‚Charakteristik', anstelle der klaren und allgemeinverständlichen Noten: ‚sehr gut', ‚gut', ‚befriedigend', ‚tadelnswert'?!"

„Wozu überhaupt die vielen Neuerungen im inneren und äußeren Schulbetrieb, die es den Eltern oft unmöglich machen, die heutige Schule zu verstehen und ihr in ihrer Arbeit am Kinde helfend zur Seite zu stehen?!"

„Ja, wozu neue Gepflogenheiten bei der Zeugniserteilung?! Wozu sechs statt fünf Noten?! Wozu neue Formulierungen der Urteile?! Und wozu anstelle der kurzen Formulierung vielfach einschränkende oder erweiternde Bemerkungen, die aus dem klaren Bild, das das ‚Zeugnis von einst' bot, die aus der bewußt nüchternen, weil ernst-sein-wollenden Zensur früherer Zeit ein vielfarbiges Gemälde oder einen langen Bericht machen, in dem Ausdrücke gebraucht werden, die zwar sinnfällig, treffend und volkstümlich sind, deren sich aber eine Lehrergeneration früherer Zeiten nie bedient hätte, eben weil sie dem ernsten Zweck des Zeugnisses nicht angemessen schienen?!"

„Ja, weshalb bedient sich die Schule nicht in jedem Falle der klaren Ziffern, deren Bedeutung als Werturteil jedem Vater und jeder Mutter geläufig ist oder wurde; weshalb nimmt sie sich die Zeugnisse früherer Jahrzehnte nicht zum Vorbild; weshalb macht sie sich das Zeugnis schreiben und den Eltern das Zeugnis lesen schwer?!"

Solche und ähnliche Bedenken hört man ziemlich häufig aus dem Munde mißvergnügter Eltern, die die Schule ihrer Zeit als Ideal, die heutige jedoch als eine Einrichtung ansehen, die den Beweis ebenbürtiger Leistungen noch zu erbringen hat. —

Auch in der Pädagogischen Sprechstunde der „Reichs-Elternwarte" bildete das „Schulzeugnis einst und jetzt" schon den Gegenstand der Besprechung mit ratsuchenden Eltern; wobei es allerdings nicht schwer war, diese davon zu überzeugen, daß die heutige Schule in Verfolg ihres neuen Erziehungszieles (anstelle des Bildungszieles der Schule von früher) sich neben neuen Unterrichtsmethoden auch zu neuen Methoden in der Beurteilung der Kinder bekennen muß.

Und da wollte es der Zufall, daß — just rechtzeitig zu einer solchen Besprechung — der „Reichs-Elternwarte von einem Leser ein altes Schulzeugnis zugesandt wurde. Und an Hand dieses „Zeugniß" ließ sich leicht beweisen, daß der heutige Brauch, im Zeugnis eine Charakteristik des Schülers zu geben und seine Leistungen im einzelnen ausführlicher zu beurteilen und Fehlleistungen ursächlich zu begründen, gar keine „Erfindung" der neuen Schule ist. Daß vielmehr schon vor Generationen — wenn auch aus anderer Grundhaltung heraus und mit anderen Zielen — die Lehrer bemüht waren, recht eingehende und recht deutliche Urteile auf den Zeugnissen zu fällen, daß aber diese Gepflogenheit in einer späteren Zeit völlig aus der Mode gekommen war.

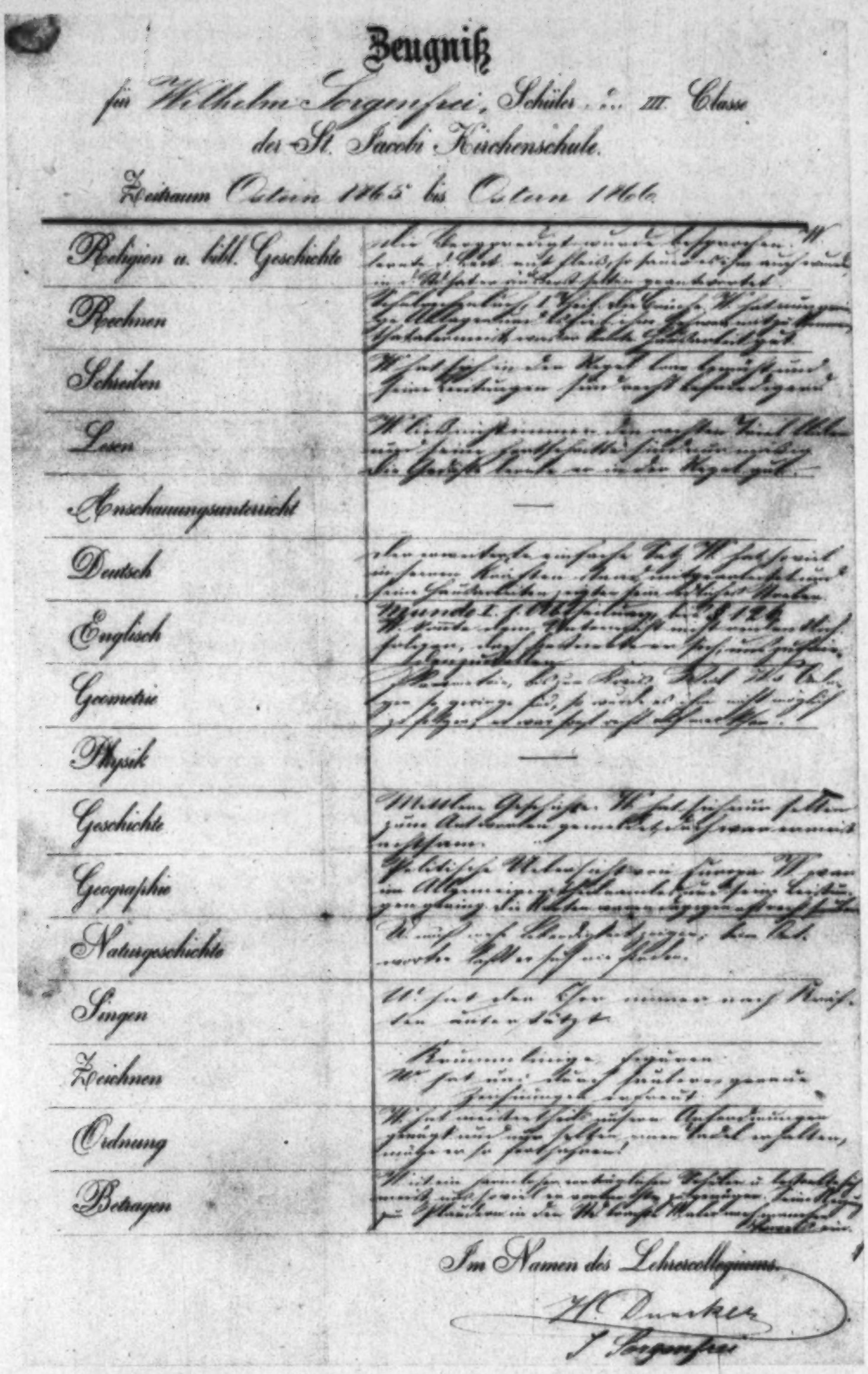
Weshalb wohl „aus der Mode" gekommen?

Den Grund hierfür haben wir wahrscheinlich in der der Schule seit den sog. „Gründerjahren" zugewiesenen Aufgabe, Wissen und Können und nochmals Wissen und Können (man nannte dies „Bildung") zu vermitteln, zu suchen. Die Schule wurde zur „Bildungsfabrik", ganz auf „Leistung" abgestellt. Und in Angleichung an leistungssteigernde Fabrikationsmethoden, die nur das Erzeugnis, kaum aber den hinter ihm stehenden Menschen im Auge hatten, die um der Menge und der Gleichmäßigkeit der Ware willen alles irgendwie überflüssig Erscheinende aus dem Herstellungsgang verbannten, in Angleichung an diesen durch die Fabrik und ihre Methoden symbolisierten Materialismus vergangener Jahrzehnte bediente sich auch die Schule zeit- und arbeitersparender, auf die letztmöglichste Kürze zusammengedrängter Formeln der Leistungsbeurteilung. Es galt ja auch nur Leistungen zu beurteilen, und allenfalls den Schulfleiß und das „Betragen". Und auch für diese beiden „Fächer" reichten die üblichen in Worte gekleideten oder durch Ziffern ausgedrückten „Zensuren" hinlänglich aus.

Seit die Schule den ganzen Menschen formen, d. i. erziehen, will, genügen gerade in den Punkten, auf die es bei der Beurteilung des Schülers ankommt, bei der Beurteilung seines Charakters, seines Gemeinschaftsempfindens, seines Willens usw., die alten Zensuren nicht. Hier muß, soll ein getreues Bild des Schülers entstehen, charakterisiert, hier muß begründet und gefolgert, hier muß — soll das Zeugnis auch für den Schüler einen Sinn haben — ermahnt und ermuntert werden.

So etwa sah auch der Lehrer des Wilhelm Sorgenfrei seine Aufgabe, als er diesem vor mehr als siebzig Jahren ein Zeugnis ausstellte, wobei wir jedoch nicht verkennen wollen, daß es jenem Lehrer weniger darauf ankam, eine objektive Charakteristik des Jungen Wilhelm Sorgenfrei zu geben, als vielmehr den Schüler Wilhelm Sorgenfrei zu beurteilen. Daß dabei — ungewollt — ein nach vieler Hinsicht aufschlußreiches Bild der ganzen Persönlichkeit Wilhelm Sorgenfrei entstand, das zeugt von einer instinktiv sicheren Urteilskraft des Lehrers und macht „Urgroßvaters Zeugnis" zu einem köstlichen Dokument aus der Schule der guten alten Zeit.

Mit welcher Sorgfalt wurde das Zeugnis geschrieben! Wie war der Lehrer bemüht, in den ihm zur Verfügung stehenden Raum die ihm notwendig erscheinen-



Zeugniß

für Wilhelm Sorgenfrei, Schüler d. III Classe

der St. Jacobi Kirchenschule.

Zeitraum Ostern 1865 bis Ostern 1866.

Religion u. bibl. Geschichte

Rechnen

Schreiben

Lesen

Anschauungsunterricht

Deutsch

Englisch

Geometrie

Physik

Geschichte

Geographie

Naturgeschichte

Singen

Zeichnen

Ordnung

Betragen

Im Namen des Lehrercollegiums.

H. Dunker

J. Sorgenfrei

Religion und bibl. Geschichte: Die Bergpredigt wurde besprochen. W. lernte d. Lect. mit Fleiß, so sauer es ihm auch wurde; in d. Std. hat er äußerst selten geantwortet

Rechnen: Schulrechenbuch, I. Theil. Die Brüche. W. hat nur geringe Anlagen und es fiel ihm schwer mit zu kommen, that aber meist, was er konnte. Hausarbeit gut.

Schreiben: W. hat sich in der Regel brav bemüht und seine Leistungen sind recht befriedigend.

Lesen: W. ließ nicht immer den rechten Trieb blicken und seine Fortschritte sind nur mäßig. Die Gedichte lernte er in der Regel gut.

Anschauungsunterricht: —

Deutsch: Der erweiterte einfache Satz. W. hat, soviel in seinen Kräften stand, mitgearbeitet und seine Hausarbeiten zeigten sein redliches Streben.

Englisch: Munde I. 1. Abtheilung, bis § 126. W. konnte dem Unterricht nicht ordentlich folgen, doch bestrebte er sich, uns zufriedenzustellen

Geometrie: Planometrie, bis zum Kreis. Weil W.s Anlagen so geringe sind, so wurde es ihm nicht möglich zu folgen; er war sonst recht aufmerksam.

Physik: —

Geschichte: Mittlere Geschichte. W. hat sich nur selten zum Antworten gemeldet, doch war er meist achtsam.

Geographie: Politische Uebersicht von Europa. W. war im Allgemeinen theilnamlos und seine Leistungen gering. Die Karten waren dagegen oft recht sauber.

Naturgeschichte: W. muß mehr Lebendigkeit zeigen; beim Antworten läßt er sich nie finden.

Singen: W. hat den Chor immer nach Kräften unterstützt.

Zeichnen: Krummlinige Figuren. W. hat uns durch saubere genaue Zeichnungen erfreut.

Ordnung: W. hat meistentheils unsern Anforderungen genügt und nur selten einen Tadel erhalten, möge er so fortfahren!

Betragen: W. ist ein harmloser, verträglicher Schüler u. bestrebte sich meist, uns soviel er vermochte, zu genügen. Seine Neigung zum Plaudern in den Std. brachte W. aber noch manchen Verweis ein.

Im Namen des Lehrercollegiums.
H. Dunker
J. Sorgenfrei

den Bemerkungen unterzubringen! Seine Schrift wurde zum „Augenpulver", hier als Reproduktion kaum zu entziffern, und wir lassen deshalb das Zeugnis noch einmal „im Druck" folgen.

Was an der äußeren Gestaltung dieses Zeugnisses als völlig ungewohnt auffällt, ist die Tatsache, daß neben dem jeweiligen Leistungsurteil auch der behandelte Stoff erwähnt wird, an dem Wilhelm sein Können bewiesen oder auch nicht bewiesen hat: in der Religion war's „die Bergpredigt", im Rechnen „die Bruchrechnung", im Deutschen „der erweiterte einfache Satz". Im Englischen wird ganz konkret der Paragraph des Lehrbuches angeführt, bis zu dem man im Unterricht gekommen war. In der Geometrie war es die „Planemetrie bis zum Kreis", in der Geschichte die „Mittlere Geschichte" (Mittelalter?), in der Geographie die „Politische Uebersicht über Europa" für die Wilhelm während des Schuljahres 1865/66 Interesse aufbringen sollte, während im Zeichnen die „Krummlinigen Figuren" den Prüfstein seines Könnens bildeten.

Beim Lesen des Zeugnisses wird man zu der Ueberzeugung kommen, daß der gute Wilhelm Sorgenfrei ein nicht gerade übermäßig guter Schüler war, und daß sein Vater entgegen seinem heiteren Namen wohl seinetwegen eine Menge Sorgen hatte. Denn was sollte doch aus einem Jungen werden, der im Rechnen, in der Geometrie, im Englischen, in der Geographie und in der Naturgeschichte ein Versager war, und bei

dessen Leistungen im Deutschen, in der Religion, in der Geschichte und — im Singen (!) auch nur der zumeist vorhandene gute Wille und die „Anstrengung nach Kräften" bescheinigt werden konnten?!

Was aus ihm werden sollte? Nun, wenn Vater Sorgenfrei dieses Zeugnis recht zu lesen verstanden hätte, dann würde er entdeckt haben, daß der für die rein geistige Beschäftigung anscheinend so wenig ungeeignete Sohn den so oft an solchen Schülern bemerkten Ausgleich auf dem technischen Gebiet besaß: befriedigende Leistungen im Schreiben, redliches Streben in den schriftlichen Hausarbeiten, sauber gezeichnete Karten in der Geographie und saubere und genaue Zeichnungen in der Zeichenstunde, die die gesamte Lehrerschaft erfreuten. Und aus diesen Gegebenheiten hätte Vater Sorgenfrei unschwer die Eignung seines Sohnes für einen technischen Beruf, etwa den eines Zeichners, eines Konstrukteurs oder ähnliches erkennen müssen, genau wie jeder Lehrmeister, dem solch ein Zeugnis als Anlage zu einem Bewerbungsschreiben um eine Lehrstelle vor Augen gekommen wäre. Das redliche Bemühen, zu genügen, und sein harmloses, verträgliches Gemüt, wovon — eine Charakteristik, die beinahe neuzeitlich anmutet! — im Zeugnis unter der Rubrik „Ordnung" und „Betragen" die Rede ist, sind weitere Pluspunkte in Wilhelms Zeugnis, das — alles in allem — von einer geradezu rührenden Besorgnis des Lehrers spricht, dem Schüler gerecht zu werden, ja vielleicht sogar von dem — wenn auch unbewußten — Bemühen, dem nach landläufigen Begriffen wenig begabten Schüler den Weg in einen seiner wahren Begabung gemäßen Beruf zu ebnen.

Da sehen wir gern darüber hinweg, daß zum Schluß dem beurteilenden Lehrer wohl doch ein kleines Versehen unterlaufen ist, daß die Geschlossenheit der Charakteristik stört: unter „Ordnung" heißt es, Wilhelm habe „nur selten einen Tadel erhalten", unter „Betragen" wird von „manchem Verweis" gesprochen, den ihm seine Neigung zum Plaudern eingebracht habe. Oder ist das vielleicht gar kein Versehen? Sollte hier vielleicht nur die „Ordnung" als tadellos zensiert und die schon an verschiedenen andern Stellen der Zensur hervorgehobene Neigung für technische Beschäftigung hier sinngemäß — Ordnungsliebe und technische Veranlagung wohnen oft beieinander — unterstrichen werden?!

Nun, wie dem auch sei: Wir können nur sagen: „Hut ab, vor einem solchen pflichttreuen Lehrer!" Um so mehr, da er doch jener Lehrergeneration oder jenen Lehrergenerationen angehört, die man einst unter dem Sammelbegriff „Schulmeister" glaubte verächtlich machen zu können. Hier haben wir einen Beweis in den Händen, daß auch sie einst wacker ihren Mann standen, und daß sie mit Fleiß, Ernst und einem hohen Verantwortungsgefühl an ihre Aufgabe herangingen. Wie schwer diese manchmal sein konnte, ist daran zu ermessen, daß Wilhelms Lehrer zum mindesten vierzig, wenn nicht — was bei der damaligen Stärke der Klassen keine Seltenheit war — gar fünfzig oder noch mehr solcher, in ihrer Charakteristik völlig auf den einzelnen Schüler zugeschnittenen und ihm gerecht werdenden Zeugnisse zu schreiben hatte, von denen er wußte, wie entscheidend sie für die fernere Lebensgestaltung seiner Zöglinge sein konnten.

„Verachtet mir die Meister nicht" sagt Hans Sachs in Wagners bekannter Oper. Ist es blasphemisch, wenn wir hinzusetzen: „Auch nicht die – Schulmeister!"?

Es geht um die gute Zensur! Aufnahme: Walter Remmele

Kinder, die uns Sorgen machen

Das stotternde Kind

Das Stottern kann auf organischen Fehlern beruhen, und diese Fälle scheiden bei der nachfolgenden Betrachtung aus. Sie gehören in das Bereich des Arztes und sind sehr häufig unheilbar, da sie eben in einer fehlerhaften Beschaffenheit der Sprechwerkzeuge begründet sind. Wir wollen uns hier mit dem Stottern befassen, das auf nervöser Disposition beruht, das also heilpädagogischer Beeinflussung zugänglich ist.

Der Stotterer reagiert in sehr hohem Grade auf geringfügige Reize. Es gibt ererbtes Stottern oder, besser gesagt, die Veranlagung hierzu ist erblich. Diese Fälle bereiten naturgemäß die größten Schwierigkeiten. Auf Grund nervöser Disposition entwickelt sich das Stottern nach Infektionskrankheiten wie Masern, Scharlach und Diphtherie, durch heftigen Schreck, durch Fall und dergleichen. Erwähnt sei gleich hier, daß Stottern bei Kindern auch nicht selten durch psychische Ansteckung entsteht.

Wie verhalten sich nun die Erwachsenen oder Kameraden und ältere Geschwister? Ich will hier von den groben Fällen absehen, wo ein stotterndes Kind gescholten, geschlagen oder verspottet wird. Denn daß das zu nichts führt als höchstens zu einer gefährlichen Verschlimmerung des Leidens, liegt auf der Hand. Und doch kommen solche Mißgriffe gar nicht selten vor und nicht nur seitens unvernünftiger Kinder, sondern auch seitens solcher, die es besser wissen könnten und sollten. Aber auch gutgemeinte, freundliche Ermahnungen nützen nichts. Sie machen das Kind nur auf die Störungen aufmerksam, nehmen ihm den letzten Rest seiner Unbefangenheit und versetzen es in Angst. In der Angst atmet das Kind kurz und unregelmäßig, das Stottern verschlimmert sich. Ebenso verfehlt sind Uebungen, die mit dem Stotterer angestellt werden. Man läßt „schwierige" Laute und Wörter wiederholen, das Kind soll sich bemühen, gerade solche Wörter sorgfältig auszusprechen, aber das Wort von der Uebung, die den Meister macht, bewahrheitet sich hier ganz und gar nicht, der Erfolg bleibt aus, ja, oft tritt ein Schlimmerwerden des Uebels ein. Die Hemmungen, die sich dem Kinde beim Sprechen entgegensetzten, waren bisher unwillkürlicher Art, nun aber werden sie dem Kinde bewußt gerade durch die Uebungen, die doch so gutgemeint sind. Die seelischen Folgen sind vermehrte Aengstlichkeit, Menschenscheu, Niedergedrücktheit. Um die Hemmungen zu überwinden, runzelt das Kind beim Sprechen die Stirn, macht seltsame und lächerliche Bewegungen des Rumpfes, der Arme, der Beine, es verliert immer mehr die Beherrschung über seine Sprechwerkzeuge.

Jeder, der mit Stotterern zu tun hat, weiß, daß der Stotterer nicht immer stottert. Angst, Denkschwierigkeiten, Erregungen, Ermüdungen und dergleichen verschlechtern sofort die Sprache. Im Hause im Umgang mit Eltern und Geschwistern spricht das Kind ganz fließend, in der Schule stottert es bei einem strengen, ungeduldigen Lehrer, bei dem milden und geduldigen nicht oder doch weit weniger.

Wenn der Stotterer allein ist, z. B. wenn ein Kind sich beim Aufsagen eines Gedichtes, beim Lautlesen eines Lesestückes unbeobachtet glaubt, stottert es nicht, und das trifft auch bei starken Stotterern zu. Auch beim Singen stottert das Kind nicht oder nur wenig. Alle diese Beobachtungen geben uns Fingerzeige für die Behandlung des stotternden Kindes.

1. Ein solches Kind gehört in die Behandlung eines erfahrenen Heilpädagogen. Laien, also Eltern, Großeltern usw. sollen nicht mit dem Kinde „üben".
2. Aber die Umgebung des stotternden Kindes hilft dadurch, daß sie das Kind zum spontanen Sprechen bringt, d. h. also es ungezwungen sprechen läßt. Dabei unterbleibt jede Verbesserung, jeder Hinweis auf das Leiden des Kindes.
3. Man sorge dafür, daß Menschen, die mit dem Kinde in Berührung kommen, dieses nicht auf das Uebel hinweisen, das stotternde Kind wortreich beklagen und dergleichen. Am besten wird das Uebel ignoriert. Gegen Spott muß man das Kind mit allen Mitteln zu schützen suchen.
4. Körperlichen Leiden, die miturſächlich sein können für das Stottern (hochgradige Nervosität, Blutarmut, Bleichsucht) ist größte Aufmerksamkeit zu schenken.
5. Es sollte allen vernünftigen Eltern eine Selbstverständlichkeit sein, daß Kinder ohne jeden Alkoholgenuß aufwachsen müssen. Bei Stotterern gilt das in ganz besonderem Maße!
6. Das stotternde Kind bewahre man nach Möglichkeit vor übermäßigen Anstrengungen jedweder Art. Wie Kinder überhaupt, braucht der Stotterer viel Schlaf.
7. Sorgfältige Körperpflege in Verbindung mit verständiger Abhärtung, viel Aufenthalt im Freien, kalte Waschungen, vor allem regelmäßige Atemgymnastik sind für das stotternde Kind von besonderer Bedeutung.
8. Man halte dem Kinde alle Aufregungen fern. Deshalb muß man gerade bei stotternden Kindern sehr vorsichtig im Besuch von Theatern und Kinovorstellungen sein.

Eine Internatsbehandlung kommt für stotternde Kinder nicht in Betracht, sondern nur Einzelbehandlung. Die Besserung und Heilung tritt meist rasch ein, und eine Behandlung von mehr als drei Monaten ist selten notwendig. Nur muß man erneute Behandlung eintreten lassen, wenn das Kind wieder zu stottern anfängt.

Rudolf Günther

1. „Heute tue ich, was ich mir schon längst einmal vorgenommen hatte! Heute wird die Schule geschwänzt!" sagt Klaus und begibt sich auf eine Entdeckungsfahrt. Schon ist er auf dieser bis zu dem großen Brunnen gelangt, dessen seltsame Figuren sein ganzes Interesse in Anspruch nehmen. Er ahnt dabei nicht,

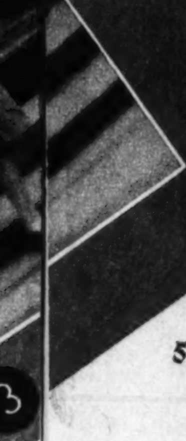
2. daß sein abenteuerliches Beginnen schon längst von einer Kriminalbeamtin beobachtet wurde, die ihm unauffällig gefolgt war und ihn hier mit sicherem Griff festhält, um einige peinliche Fragen an den kleinen Sünder zu richten.

3. Die Auskunft, die er zu geben bereit war, scheint der Beamtin nicht zu genügen, und seine Ausreden sie nicht von der absoluten Harmlosigkeit seines morgendlichen Spazierganges überzeugt zu haben: er muß ihr zum Polizeipräsidium folgen.

4. Und hier hilft alles Schwindeln und aller Trotz nichts: der klugen und geschickten Beamtin, die bei

Ein Abenteuer

Aufnahmen
Presse-Illustrationen Hoffmann



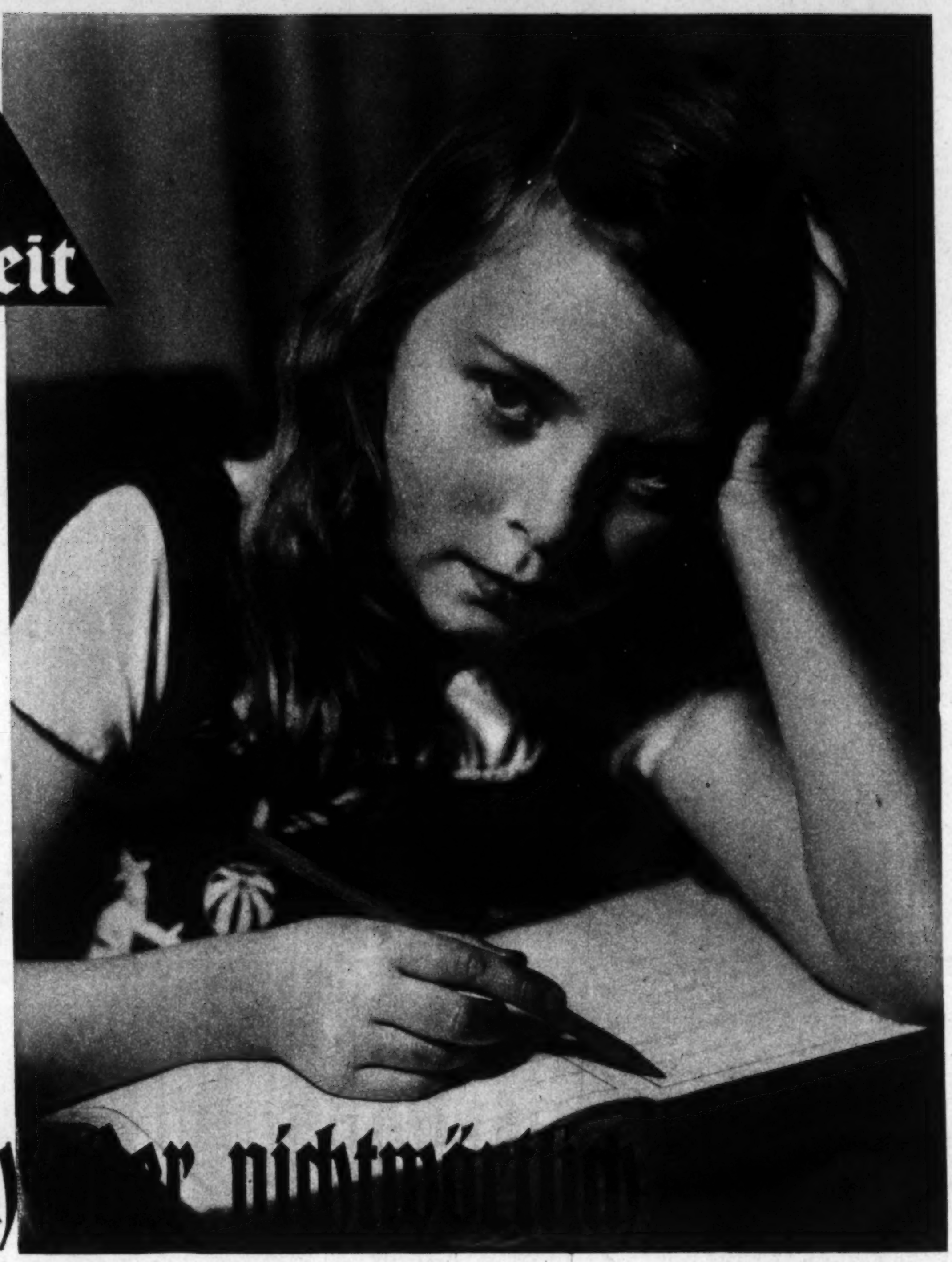
und wie es endete

aller Strenge dem kleinen Burschen auch ein wenig mütterliche Besorgtheit fühlen läßt, gelingt es bald, Klaus zu einem Geständnis zu bewegen und ihn von der Notwendigkeit eines regelmäßigen Schulbesuches zu überzeugen.

5. Nun wird aus der strengen Hüterin der Ordnung eine freundliche Helferin. Klaus braucht den schweren Gang zurück zur Schule nicht allein zu gehen; und bei der Lehrerin wird ein gutes Wort für ihn eingelegt.

6. Und nun sitzt Klaus wieder inmitten seiner Klassenkameraden in Reih' und Glied, so, wie es sich gehört und wie es die Ordnung verlangt. Aber – kann es ihm jemand verdenken? – noch immer spukt es in seinem kleinen Kopf, ganz kann er sich noch nicht zurechtfinden und immer wieder sind seine Gedanken bei dem Abenteuer, das so ganz anders endete, als er's sich gedacht hatte.

Hilfe bei der Schularbeit



Zeiß-Ikon-Aufnahme Ebhardt

Karl Jacob:

Wörtlich oder nichtwörtlich

Rudi ist vom Vater zu Onkel Hermann geschickt worden. Er sollte ihn fragen, ob er am nächsten Sonntag mit nach Berlin führe. Rudi kommt zurück und berichtet, daß der Onkel erwidert habe: „Nein, mein lieber Junge. Das kann ich leider nicht, denn ich muß jetzt auch Sonntags Dienst tun; außerdem ist es mir zu teuer, da wir unser Geld zur Konfirmation brauchen werden.“ Rudi gibt also das, was der Onkel gesagt hat, wörtlich wieder. Die Sprachlehre bezeichnet das als *wörtliche Rede*, wobei es nicht darauf ankommt, ob die Wiedergabe nun wirklich Wort für Wort richtig ist, oder ob sie nur das enthält, was Rudi behalten hat. Rudi hätte nämlich auch so berichten können: Der Onkel hat gesagt, daß er es leider nicht könne, denn er müsse auch Sonntags Dienst tun, und daß es ihm zu teuer sei, da sie ihr Geld zur Konfirmation brauchen würden. Er hätte dann die Rede des Onkels nicht wörtlich, sondern nur dem Sinne nach wiedergegeben. Eine solche Wiedergabe wird in der Sprachlehre als *abhängige Rede* bezeichnet. Den Unterschied muß man kennen, wenn man beim Schreiben solcher Reden die *Zeichen* richtig setzen will. Denn die wörtliche Rede wird, wie wir das oben sehen, in *Anführungsstriche* gesetzt, die abhängige dagegen nicht. Außerdem steht nach dem Satz, mit dem man auf die Rede hinweist oder sie einleitet und den wir darum den Weisungssatz nennen wollen, bei der wörtlichen Rede ein *Doppelpunkt* (Der Onkel sagte: „Nein usw.), bei der abhängigen Rede dagegen nur ein *Beistrich* (Komma) (Der Onkel sagte, daß er usw.).

Nun ist aber die *Unterscheidung der beiden Redeweisen* doch nicht immer ganz so leicht, wie es nach unsern Beispielen auf den ersten Blick

scheinen möchte. Ja, wenn die abhängige Rede wie hier stets mit „daß“ eingeleitet würde! Sie kann aber auch in einer Form auftreten, und tut das sogar meistens, in der sie der wörtlichen viel ähnlicher sieht. Rudi hätte nämlich auch so berichten können: Der Onkel hat gesagt, er könne das jetzt leider nicht, denn er müsse jetzt auch Sonntags Dienst tun; außerdem sei es ihm zu teuer; da sie ihr Geld zur Konfirmation brauchen würden. — Auch das ist richtiges und gutes Hochdeutsch. Aus beiden Formen können wir die wichtigsten Unterschiede zwischen wörtlicher und abhängiger Rede ersehen: Bei wörtlicher Rede braucht die Person, von der erzählt wird, von sich die Fürwörter der 1. Person (Einzahl: ich, mir, mich, mein; Mehrzahl: wir, unser, uns), in der abhängigen Rede werden von der gleichen Person die Fürwörter der 3. Person gebraucht (Einzahl: er, sie, es, ihm, ihn ihr, sein usw.; Mehrzahl: sie, ihnen, ihr usw.). Ein zweiter Unterschied besteht darin, daß bei wörtlicher Rede das Zeitwort in der Wirklichkeitsform gebraucht wird (ich kann, ich muß, es ist, wir wollen), in der abhängigen Rede dagegen in der Möglichkeitsform (er könne, er müsse, es sei, sie würden usw.). Auf dieses Kennzeichen aber kann man sich nun freilich nicht verlassen. Wahrscheinlich würde niemand unsern Rudi tadeln, wenn er so berichtete: Der Onkel sagte, daß er nicht mitfahren kann; denn er muß auch Sonntags Dienst tun, und daß es ihm zu teuer ist usw. Oder auch ohne „daß“: Der Onkel sagt, er kann nicht mitfahren usw. Das ist sogar die Redeform, die in der Umgangssprache am meisten beliebt ist, vielleicht darum, weil sie der wörtlichen Rede am nächsten kommt und doch die Vorteile eines rein sachlichen Berichts hat. Sie unterscheidet sich rein äußerlich gesehen von der wörtlichen Rede nur durch die verschiedenen Fürwörter. Freilich gilt sie nicht als gutes Deutsch. Man kann sich wohl denken, daß gerade solche Formen die Unterscheidung von wörtlicher und nichtwörtlicher Rede erschweren, ganz besonders für 9 oder 10jährige Kinder, die ja schon damit vertraut gemacht werden, weil in Nachschriften oder Niederschriften nicht selten wörtliche Reden vorkommen. Mit bloßen Belehrungen über die äußeren Kennzeichen ist da nicht viel geholfen, wenn nicht tüchtige Uebung im Unterscheiden der beiden Formen hinzukommt. Wie man diese gestaltet, werden wir noch zeigen.

Für die wörtliche Rede selbst kommt noch eine zweite Schwierigkeit hinzu, nämlich, den Weisungssatz von der eigentlichen Rede zu unterscheiden. Erwachsene können sich gar nicht vorstellen, wie schwer das manchen Kindern fällt, besonders wenn dieser Satz in die Rede eingeschoben ist. Er kann nämlich als Vordersatz auftreten, also vor der Rede stehen, z. B. in dem Satz: Der Onkel antwortete: „Mein lieber Junge, das geht leider nicht.“ Oder er wird als Zwischensatz in die Rede eingeschaltet, z. B.: „Mein lieber Junge“, antwortete der Onkel, „das geht leider nicht“. Oder endlich, er kann als Nachsatz der Rede folgen, also „Mein lieber Junge, das geht leider nicht“, antwortete der Onkel. In jedem dieser drei Fälle ist die Zeichensetzung, wie aus unsern Beispielen ersichtlich ist, anders und darum müssen wir sie kennen und auseinanderhalten. Die Zeichen haben ja in erster Linie den Zweck, den genauen Wortlaut einer Rede für den Leser kenntlich zu machen. Sie muß besonders von dem einleitenden Vorsatz scharf abgehoben und getrennt werden, damit der Leser oder mehr noch der Hörer auch recht auf ihren Anfang achtet. Das ist Aufgabe des Doppelpunkts. Da aber der Doppelpunkt auch sonst oft im Satz gebraucht wird, z. B. vor Aufzählungen, so wird der Anfang der Rede noch durch Anführungsstriche unten gekennzeichnet. Zur Bezeichnung des Schlusses der Rede dienen die Anführungsstriche oben nach dem letzten Wort. Nun muß aber auch jede Unterbrechung der Rede durch einen oder mehrere Sätze, die nicht zu ihr gehören, genau bezeichnet werden, darum Anführungsstriche oben, wo die Rede unterbrochen wird, Anführungsstriche unten, wo sie wieder weiter geht.

Am einfachsten und darum für die Kinder am leichtesten ist die Zeichengebung noch, wenn der Weisungssatz als Vorsatz der Rede vorangeht. Er enthält ja meistens ein Zeitwort, das ein Sagen oder doch irgendeine Form des Mitteilens ausdrückt wie: sagen, sprechen, reden, erklären, behaupten, meinen, denken, — flüstern, murmeln, brummen, lispeln, — rufen, schreien, brüllen, — antworten, erwidern, entgegnen, widersprechen zurückgeben, wiederholen, versetzen, — fortfahren, hinzufügen, hinzusetzen usw. Oft deutet das Zeitwort des Vorsatzes auch gleich den Inhalt der Rede an, z. B.: lachen, spotten, höhnen, bitten, flehen, drohen, ermahnen, warnen, trösten, — fragen, forschen, sich erkundigen usw. — Nun können wir schon tüchtig üben, z. B. im Anschluß an unser Beispiel: Der Onkel erklärte: „Ich habe unmöglich Zeit“. Er behauptete: „Ich muß sparen.“ Er entgegnete: „Das ist ganz ausgeschlossen!“ Er rief mir zu: „Laßt mich in Ruhe!“ Er fragte mich: „Wer kommt denn noch mit?“ — Die Beispiele zeigen, daß am Schluß der wörtlichen Rede (oder auch nur einzelner Sätze derselben) ein Ausrufezeichen steht, wenn es sich um Worte handelt, die mit erhobener Stimme oder mit besonderem Nachdruck als Befehl, Mahnung, Bitte usw. gesprochen werden, oder ein Fragezeichen, wenn die Rede eben eine Frage enthält. Nach gewöhnlicher ruhiger Rede, also nach einer bloß mitgeteilten Tatsache, in einem Erzählsatz oder Behauptungssatz steht ein Punkt. Wenn nun aber der Weisungssatz als Nachsatz der Rede folgt, so wird an Stelle des Punktes nur ein Beistrich gesetzt, Ausrufezeichen und Fragezeichen bleiben, wie es die folgenden Beispiele zeigen. „Das wird leider nicht gehen“, erwiderte er sogleich. „Wir können uns das nicht leisten“, behauptete er. — Zu beachten ist, daß in solchen Fällen nach dem Ausrufe- und dem Fragezeichen klein geschrieben wird. — Die meisten Schwierigkeiten macht natürlich die Zeichensetzung, wenn der Einleitungssatz als Zwischensatz in die Rede eingeschaltet wird. Welche Möglichkeiten dabei in Frage kommen, soll uns das folgende Beispiel zeigen. „Mein lieber Junge“, nahm er wieder das Wort, „das wirst du nicht verstehen.“

Man sieht aus diesem Beispiel, daß sowohl vor wie nach dem Zwischensatz ein Zeichen steht, nach ihm stets ein Beistrich, vor ihm, richtiger gesagt, nach dem ersten Teil der Rede, steht gewöhnlich ein Komma; je nach dem Inhalt dieses Redeteils kann aber auch ein Ausrufezeichen oder gar Fragezeichen an der Stelle stehen.

Und nun wollen wir einmal diese Beispiele für wörtliche Rede in die abhängige Redeweise übertragen, also: Der Onkel erklärte, daß er keine Zeit habe (... erklärte, er habe keine Zeit). Er behauptete, daß er sparen müsse (er müsse sparen). Er entgegnete, daß das ganz ausgeschlossen wäre (das wäre ganz ausgeschlossen). Er rief mir zu, wir sollten ihn in Ruhe lassen (daß wir ihn usw.). Er fragte mich, wer denn noch mitkäme. Leider würde das nicht gehen, meinte er. Sie könnten sich das nicht leisten, behauptete er. Er dächte nicht daran, polterte er los. Ob wir schon morgen fahren, fragte er. Ob ich dächte, fuhr er mich an, daß sie dazu Zeit hätten usw. — Diese Beispiele zeigen, daß die Zeichensetzung bei abhängiger Rede viel einfacher ist. Rede und Weisungssatz werden immer nur durch ein Komma getrennt. Da ist es denn ein Glück, daß die meisten Menschen für den praktischen Gebrauch, d. h. in Briefen oder Berichten, die sie zu schreiben haben, mit der abhängigen Rede auskommen. Freilich, gewisse Feinheiten der Rede, z. B. Gefühlsausdrücke, Anreden wie „Ja, mein lieber Junge", lassen sich in abhängiger Rede nicht wiedergeben. Darum wer recht natürlich, lebendig und frisch in seinen Briefen oder Aufsätzen erzählen will — und das wollen und sollen doch gerade die Kinder — der muß schon die wörtliche Rede anwenden. Es brauchen ja nicht solche mit Nachsatz oder Zwischensatz zu sein. Für Grundschulkinder jedenfalls genügt es, wenn sie wörtliche Reden mit einfachem Vorsatz mit richtigen Zeichen schreiben können. Uebungsbeispiele, besonders auch fürs Nachschreiben, werden sich an Hand der obigen Zeitwortreihen leicht bilden lassen. Man findet sie auch in vielen Lesestücken des Klassenlesebuchs. Und wer von unsern Lesern nach den hier gegebenen Anregungen beim Lesen von Erzählungen oder Romanen einmal beobachet, wie unsere Dichter wörtliche und abhängige Rede verwenden, der wird vielleicht diesem anscheinend so trockenen Stück Schulgrammatik noch manche anziehende Seite abgewinnen.

Unsere Rechenstunde

(Schlußrechnung erster Teil)

Bereits vom 2. Schuljahr ab durchdringt den gesamten Rechenunterricht die sogenannte Schlußrechnung. Die Anwendungsaufgaben bei dem Elementarrechnen Malnehmen und Teilen gehören beinahe ausnahmslos in das Gebiet dieser Rechenart. Sobald das Einmaleins und Einsineins auftritt, beginnt das Schlußrechnen. Das, was wir gemeinhin unter Schlußrechnung — Regeldetri sagten wir zu unserer Zeit! — verstehen, taucht — unrichtigerweise eigentlich — als Teil der „Bürgerlichen Rechnungsarten" nach der Einführung der gemeinen Bruchrechnung, also im 5. Schuljahr, auf und ist die erste Gelegenheit, praktisch das Bruchsatzrechnen am Bruchstrich, kurz das Bruchstrichrechnen zu erlernen. Sagen wir also: Die schriftliche Darstellungsform des Schlußrechnens, mehr das Formale ist mit der Dreisatzrechnung (Schlußrechnung, Regeldetri) auf der Oberstufe der Volksschule gemeint! Das Wertvollere dabei ist natürlich das mündliche „Schließen" auf dem Boden des logischen Denkens und klaren Verstandes. Wieviel wird doch vergessen, wenn die Schuljahre längere Zeit zurückliegen! Die „Heerschau" auf dem souveränen Gebiet des Rechnens — die Neuaufgenommenen zur Berufsschule, also die eben Schulentlassenen umfassend — ergibt manche Enttäuschung:

```
7081 : 6 = 118 Rest 1
6
―
10
 6
 ―
 48
 48
 ―
  1
```

Der so rechnet — und das sind nicht wenige! — hat vor allem eins nicht getan: Das Ergebnis auf die Richtigkeit durch Abschätzen prüfen! Das kann ja gar nicht stimmen! Der 6. Teil von 7000 muß doch auf den ersten Blick mehr als 1000 sein. Die Eins hat der Kurzsichtige vergessen durch 6 zu teilen; erst dann wird sie zum Rest (richtig: 1180 Rest 1). — Und wenn das einfache Teilen schon für viele ein Problem bedeutet — wieviel problematischer ist dann z. B. die Lösung folgender Schlußaufgabe: 10 Arbeiter vollenden eine Arbeit in 30 Tagen. Wieviel Zeit brauchen dann 100 Arbeiter? Probier es einmal, lieber Leser, in deinem Bekanntenkreis, ob du nicht auch zu hören bekommst: 3 Stunden! Meistens wird die richtige Antwort (3 Tage) vergeblich erwartet. Mit diesen Ausführungen wollten wir sagen, daß die Erinnerung an den sogenannten Bruchstrich sehr schnell verblaßt, wenn nicht berufliche oder andere besondere Gründe der Uebung dies verhindern. Wir besinnen uns wohl noch auf die Schwierigkeit, den „Ansatz" immer richtig zu finden — ansonsten bleibt dunkel, was einstmals mehr oder weniger klar und hell war! So wollen wir uns in unserer heutigen Rechenstunde mit den oben erwähnten Dingen beschäftigen, soweit wir kommen.

Wir sagten schon: Beim Malnehmen und Teilen im 2. Schuljahr taucht die einfache Schlußrechnung (Regeldetri) auf (regula de tribus numeri, Dreisatz), der Schluß von der Einheit auf die Mehrheit und umgekehrt von der Mehrheit auf die Einheit! Die hierfür hauptsächlich in Betracht kommenden Fragen lassen sich etwa so stellen: Wieviel kosten die Stücke, die ich wünsche? und: Wieviel Stück kann ich für mein Geld haben? (Das Einmaleins, Einsineins beziehungsweise Enthaltensein in praktischer Anwendung!) — Sehr gute Dienste leistet uns für das Schlußrechnen eine Preistafel aus dem Geschäftsleben,

die die Kinder selbst aufstellen. Wir „schließen": Wenn 1 Pfd. Grieß 25 Rpf. kostet, dann kosten 5 Pfd. das Fünffache! Oder umgekehrt: Wenn 5 Pfd. Grieß 1,25 RM kosten, dann kostet 1 Pfd. den fünften Teil! *„Je mehr, desto mehr! Je weniger, desto weniger!"* Hier liegt ein *direktes* Verhältnis der voneinander abhängigen Größen vor. (Warenmenge und Preis.) Für uns Erwachsene ist diese Erkenntnis „kinderleicht". Vergessen wir aber nicht, daß auch wir einstmals Kinder waren und auch genügend Zeit zum Reifen dieses Denkprozesses beanspruchten! Wir wissen das nur nicht mehr. Die Kunst, sich ganz und gar in die Kinderseele jeglichen Alters hineindenken zu können, ist ja doch Voraussetzung für den Erfolg beim Helfen der häuslichen Schularbeit! Was *uns* selbstverständlich erscheint, ist dem Kind oft ein Problem. Es ist auch gut so. Wir können den Gedanken hier nicht ausspinnen — tu's selber, lieber Leser. Es lohnt sich! — Eine Stufe weiter in der Entwicklung bringt uns der Schluß von einer Mehrheit auf eine andere Mehrheit (über die Einheit!). Das ist die eigentliche „Regeldetri": 3 Zahlen sind gegeben; durch sie wird eine vierte bestimmt, die zu ermitteln ist. Aufgabe: 5 Apfelsinen kosten 75 Rpf; wieviel kosten 7? Wir schließen: 1 Apfelsine kostet den 5. Teil von 75 Rpf = 15 Rpf; 7 Apfelsinen kosten 7 mal 15 Rpf = 1,05 RM. Nur Aufgaben, die das Leben stellt, sind zu rechnen! Es hätte keinen Sinn, nach Wolkenkuckucksheim zu gehen: $3/7$ Meter Tuch kosten $2\frac{3}{4}$ RM; wieviel kosten $5/8$ Meter? — Wir sprachen vorhin von einer *direkten* Schlußrechnung (Je mehr — desto mehr! Je weniger — desto weniger! Aufgaben aus Warenmenge und Preis!) Dem steht die *indirekte* Schlußrechnung gegenüber. Bedingt ein Wachsen der einen Größe ein gleichgradiges Fallen der andern (z. B. Arbeitskraft und Zeit bei *gleicher* Leistung), so ist das Schlußverhältnis indirekt. Beispiel: 3 Frauen graben ein Gartenstück in 4 Tagen um. Es arbeiten nur 2 Frauen. Wir schließen: Wenn *drei* Frauen zur Arbeit 4 Tage Zeit gebrauchen, dann benötigt *eine* Frau *dreimal* so lange Zeit (nicht den 3. Teil, wie beim direkten Verhältnis!), also 12 Tage! *Zwei* Frauen aber bewältigen die Arbeit im 2. Teil der Zeit, in der Hälfte: Ergebnis 6 Tage! — Oder: Wir brauchen täglich 5 Pfd. Kartoffeln. Dann kommen wir gerade 10 Monate aus! Es sollen nur $4\frac{1}{2}$ Pfd. täglich verbraucht werden. Wir schließen nach der Erkenntnis der indirekten Schlußrechnung: „Je mehr — desto weniger! Je weniger — desto mehr!" Also von der Mehrheit über die Einheit zur Mehrheit: Wenn wir täglich 5 Pfd. oder $10/2$ Pfd. verbrauchen, reichen wir 10 Monate mit unserm Vorrat. Würden wir täglich nur $\frac{1}{2}$ Pfd. Kartoffeln essen (die Einheit ist hier $\frac{1}{2}$, weil das 3. Glied der Schlußkette ($4\frac{1}{2}$) als gemischte Zahl uns Halbe aufzwingt!), dann reichte unser Vorrat 10 mal so lange Zeit, nämlich 100 Monate (was praktisch nicht ginge!). Bei täglich $4\frac{1}{2}$ Pfd. oder $9/2$ Pfg. Verbrauch — dem Neunfachen vom Einfachen ($\frac{1}{2}$) also — wird der Vorrat natürlich nur den 9. Teil der Zeit von 100 Monaten = $11\,1/9$ Monat reichen. (Nebenaufgabe: $1/9$ Monat umrechnen in Tage und Stunden — Monat zu 30 Tagen — Ergebnis: 3 Tage 8 Stunden. Nachprüfen! Bruchrechnen!) — Wir haben bisher also folgende Gruppen der Schlußrechnung ermittelt, wenn wir zusammenstellen:

A direkte (gerade)
B indirekte (umgekehrte) } Schlußrechnung

Bei beiden Gruppen schließen wir:

1. *Von der Einheit auf die Mehrheit!*

a) Wieviel kosten 4 Kilogramm Butter, das Kilogramm zu 3.20 RM? (12.80 RM.)

b) Der Hafervorrat für 1 Pferd reicht 12 Tage. Wie lange reichen 4 Pferde damit? (3 Tage.)

2. *Von der Mehrheit auf die Einheit!*

a) 5 Arbeiter erhalten täglich 40 RM Lohn; wieviel erhält 1 Arbeiter? (8 RM.)

b) 4 Arbeiter verrichten eine Arbeit in $5\frac{1}{2}$ Tag; wielange braucht 1 Arbeiter? (22 Tage.)

3. *Von einer Mehrheit auf eine andere Mehrheit!*

a) 5 Liter Benzin kosten 2.20 RM; wieviel kosten 8 Liter? (3.52 RM.)

b) 1 Acker wird mit 5 Pflügen in 16 Tagen bestellt; in wieviel Tagen werden 4 Pflüge damit fertig sein? (In 20 Tagen.) —

Nun reden wir noch von einer *zusammengesetzten* Schlußrechnung. Es handelt sich hier meistens um Aufgaben aus dem Gebiet der Arbeit (Straßen- und Wegebau, Lohnberechnung usw.). Dabei sind nicht 3, sondern 5 Zahlen gegeben; auf die sechste soll geschlossen werden. Beispiel: In der Schuhfabrik! 3 Arbeiter fertigen in 5 Tagen 30 Paar Schuhe. Es sollen in 4 Tagen 48 Paar fertig werden. Ziel: Wieviel Paar müßten die 3 Arbeiter nun als Tagesleistung (bei Ueberstunden) anfertigen? Lösung: 3 Arbeiter machen in 5 Tagen 30 Paar Schuhe, an einem Tage — bei gleichbleibender Leistung! — 6 Paar, in 4 Tagen 24 Paar; sie sollen aber 48 Paar schaffen. Ihre Tagesleistung wird sich also verdoppeln müssen: Statt 6 Paar nunmehr 12 Paar Schuhe! (Nebenbei: Entweder sind die Arbeiter bislang faul gewesen — oder sie können nun mit einem Male hexen! Denn die Ueberstunden schaffen's doch auch nicht! Wir haben hier ein Beispiel für eine wenig lebensgetreue Aufgabe. Diese Aufgabe hätte nur dann einen Sinn, wenn wir uns vorstellten, daß die Arbeiter anfangs mangels Material Kurzarbeit leisteten.) — Zum Abschluß bringen wir folgende zusammengesetzte Schlußrechnungsaufgabe: Auf verschiedenen Bauabschnitten der Reichsautobahn beschäftigen unter gleichen Bedingungen die 4 Schachtmeister

A 36 Arbeiter — 20 Tage
B 25 Arbeiter — 24 Tage
C 35 Arbeiter — 16 Tage
D 48 Arbeiter — 15 Tage.

Es werden 13 000 RM Löhne insgesamt gezahlt. Wieviel bekommt jeder Schachtmeister für seine Arbeiter? —

Hier sind 4 Zahlen (Glieder) gegeben. Die 5. Zahl wird gesucht. Es muß noch ein weiterer Schluß eingefügt werden. Unsere bisherigen „Schlußregeln" reichen nicht aus. Wer findet die Lösung? (Antwort in der nächsten Nummer der REW.). —

Fritzchen wird zur Kur verschickt

Von Walter Sagitz

Aufnahmen: Dr. Hubmann

Während es früher nur ein Vorrecht der begüterten Klassen war, daß sie ihre Kinder zur Kur an die See oder in die Berge verschicken konnten, werden heute durch die NSV. Kinder aller Volksschichten in die herrlichsten Gegenden unseres schönen Großdeutschland verschickt. Ueberall trifft man in den Reisegebieten auf die stolzen NSV.-Kinderheime, und aus ihnen tönt Sommer und Winter helles und freudiges Kinderlachen. Hier verlebten bereits tausende von deutschen Kindern herrliche Wochen und kehrten gekräftigt in die Heimat zurück; in diesen Heimen, deren Zahl ständig wächst, werden weiterhin alljährlich tausende und aber tausende Knaben und Mädchen sich erholen. Längst hat man erkannt, daß nicht nur die Sommermonate Kräftigung bringen, längst schon entsendet man auch im Winter Kinder zur Kur. So erleben wir es auch, daß in den außerhalb der eigentlichen Reisezeit liegenden Monaten Kinderscharen die Bahnhofshallen lärmend und singend erfüllen, voller Freude, voller Sehnsucht nach den Bergen oder dem herrlichen Meer.

Aber nicht alle, die den Bahnhof gelegentlich der Abfahrt eines Sammeltransportes füllen, sind ohne Sorgen. Gemeint sind hier die Transportbegleiter, die immer und immer wieder dieselben Fehler der Eltern mit ansehen müssen, die nun einmal gemacht werden; nicht in böser Absicht, sondern unbedacht und unwissend. An Frau Müller, die ihren kleinen Fritz verschickt, wollen wir die Fehler kennen lernen, um daraus zu lernen, wie es nicht gemacht werden soll.

Ein neuer Spielkamerad

Das alles wird Fritzchen erleben

Die Fehler fangen schon zu Hause an. Eifrig wird der Karton gepackt, den Fritzchen mitnehmen soll. Was da nicht alles bedacht werden muß. Frau Müller hat zwar eine Aufstellung derjenigen Sachen erhalten, die mitgebracht werden müssen; aber das genügt doch nicht. Ihre Sorge geht weiter, und so packt sie ein, was sie nur irgend erreichen kann. Immer schwerer wird der Karton, und bald muß er einem größeren weichen, der so hoch wie Fritzchen groß ist. Niemand fällt es ein, daran zu denken, daß er beim Umsteigen von dem Kinde selbst getragen werden muß. Niemand denkt daran, daß ja die Transportbegleiterinnen neben dem Fritz auch noch 80 andere Kinder zu betreuen haben. Ach, denkt Frau Müller, ich werde auf dem Bahnhof dem Fräulein eben sagen, daß sie Fritzchen helfen soll. Entrüstet ist sie, wenn diese es strikt ablehnt, einen solchen schweren Karton zu tragen, denn sie muß sich besonders um die kleinen Kinder kümmern, und obendrein ist auch noch manches körperlich unentwickelte Kind dabei, das besonderer Hilfe bedarf. Also in Zukunft wird Frau Müller nur das Notwendigste einpacken oder aber den Karton mit der Post schicken.

Es würde alles noch gehen, wenn wirklich nur Kleidungsstücke und einige Stullen eingepackt würden; aber so enthält solch ein Reisekarton Eßwaren, die in ihrer Menge sonst der Familie Müller für einen Sonntagsausflug ausreichen. Stullenberge werden verstaut, Eisbonbons, Bananen, Schokolade, Gummischlangen, Lutscher, alles durcheinander verschwindet zwischen Kleidungs- und Wäschestücken. Abgesehen davon, daß in der Wärme des Abteils alles anfängt, sich aufzulösen und damit die Wäsche beschmutzt, verdirbt sich Fritzchen schon auf der dritten Station hinter dem Abfahrtsort restlos den Magen. Und wer hat die Sorge? Nicht etwa Frau Müller, sondern die Transportbegleiterin muß mit Hoffmannstropfen nachhelfen und kann dann obendrein unter Umständen das Abteil reinigen.

Solch Karton wird dann zu Hause nach allen Regeln der Kunst von Frau Müller verschnürt und Vater Müller bringt noch einige Schifferknoten extra an, damit nichts aufgeht. Im Abteil quält sich Fritzchen dann herum und bekommt die Knoten nicht auf. Ein Freund zückt das Taschenmesser, und schon ist der Karton auf. Die Schnur ist entzwei und wieder muß sich die Begleiterin abschinden, den Karton erneut zu verschnüren, denn beim Umsteigen würde Fritzchen sonst unweigerlich alles verlieren. Hätte Frau Müller das vorher gewußt, so wäre sie bestimmt auf den Gedanken gekommen, den Karton durch einen einfachen Riemen zu verschließen, den auch Fritzchen wieder festmachen kann. In Zukunft wird sie es sicher tun.

Auf dem Bahnhof angekommen, stürzt sie sich natürlich mit ihren tausend Wünschen sofort auf die Transportleitung und erwartet, daß diese nun nur noch Ohr für sie und ihr Fritzchen hat. „Lassen Sie Fritzchen ja nicht an die Tür. Passen Sie nur auf, daß er nicht Zug bekommt. Helfen Sie ihm bitte bestimmt beim Ein- und Ausstei-

da wird er staunen

…und das wird schmecken!

gen. Wann sind denn die Kinder im Heim? Wieviel Strümpfe sollte er eigentlich mitbringen?" Wie eine Sturmflut bricht es von allen Seiten auf die Transportleitung herein. Alles aber, wenigstens die meisten Fragen, könnten vermieden werden, denn es sind Dinge, über die gesprochen und nach denen gefragt wird, die teils völlig belanglos, teils überflüssig sind. Frau Müller ist natürlich allen voran, was gehn sie auch die anderen Kinder an? Ihr Fritzchen steht für sie im Mittelpunkt und sie erwartet, daß ihr Goldjunge, der in Wirklichkeit ein kleiner Lauser ist, am meisten und vor allen beachtet wird. Das legt sich im Heim alles, liebe Frau Müller. Hier bilden alle eine Gemeinschaft, und ihr Fritzchen ist ein Glied derselben.

Immer und immer wieder weist die Transportleitung darauf hin, daß beim Einsteigen in den Zug zuerst einmal die Kinder einsteigen und dann die Transportbegleiter. Die Eltern haben im Zuge nichts zu suchen, denn von dem Augenblick an, in dem die Kinder geschlossen durch die Sperre gehen, gehört Fritzchen Müller und alle anderen Kinder unter die Obhut des Begleitpersonals, das auch die Verantwortung trägt für das, was nun geschieht. Frau Müller aber kann es nicht unterlassen, doch zwischen die Kinder sich hindurchzuquetschen, damit sie nur ja Fritzchen beim Einsteigen die Hand reichen kann, trotzdem eine Helferin eigens zu diesem Zweck bereitsteht. Daß sie dabei Kinder einfach brutal zur Seite stößt und obendrein über diejenigen schimpft und empört ist, die sie an ihrem Vorhaben hindern wollen, fällt ihr gar nicht als Fehler auf, denn es geht ja um ihr Fritzchen.

Endlich sind alle Kinder verstaut und Fritzchen ist mit Hilfe der sorgenden Mutti bis zu einem Fensterplatz durchgedrungen. Da naht noch einmal eine Gefahr für Kind und Begleiter: der Mann mit der Brause. Es sind ja noch fünf Minuten bis zur Abfahrt, und Fritzchen brüllt durch all den Lärm: „Mutti, eine Brause, aber eine rote will ich!" Natürlich kann Mutti diesen letzten Wunsch ihres Lieblings nicht abschlagen und kauft die schöne rote Brause. Fritzchen trinkt nun mit größtem Eifer los, wobei ihm die Hälfte über den Anzug läuft und die Finger schön naß und klebrig werden. Endlich hat er es geschafft, und die Flasche ist leer. Sie wird mitgenommen, um unterwegs Wasser zu tanken. Fritzchens Magen aber ist vorbereitet auf die schönsten Bauchschmerzen, denn bald beginnt, wie eingangs bereits geschildert, die Futterei ohne Ende.

Der Zug setzt sich in Bewegung. Mutter Müller muß natürlich bis zum Ende der Bahnhofshalle mitlaufen und stößt rücksichtslos alle zur Seite, die sich ihr in den Weg stellen. Das geht recht einfach, denn jeder hat den Blick in der Zugrichtung und ahnt nicht, daß im nächsten Augenblick ein Rippenstoß Frau Müllers dem Abschiedswinken ein jähes Ende bereitet. Langsam entschwindet der Zug, Frau Müller geht befriedigt heim. Und während sie der Nachbarin erzählt, wie sie für das gute Kind gesorgt hat, windet sich Fritzchen vor Leibschmerzen oder schindet sich mit dem von Vatern sachgemäß verschnürten Karton ab.

Das erste Jahr auf der höheren Schule

Von Dr. Edmund Hennes

Der Eindruck der neuen Umgebung nach dem Uebergang auf die „Klasse 1" der höheren Schule ist bei den Kindern je nach Veranlagung und Temperament sehr verschieden. Das eine Kind, das überhaupt zu einer ruhigen Auffassung der Geschehnisse seines Lebenskreises neigt und, ohne etwa stumpf und interesselos zu sein, die Dinge an sich herankommen läßt, urteilt unbefangen: Was kann hier schon groß von mir verlangt werden? Das wird in der neuen Schule genau so zugehen wie in der Grundschule!

Diese Kinder fühlen sich sofort heimisch, sie sehen nur die angenehme Seite und buchen in ihrer Erinnerung mit Vergnügen die freundlichen Begrüßungsworte des Direktors und die väterliche Einführung des Klassenleiters als gutes Vorzeichen für eine reibungslose Schulzeit.

Andere Kinder dagegen wittern hinter jeder Einrichtung der neuen Schule eine unüberwindliche Schwierigkeit. Ein Anschauungsbild mit Darstellungen von Maßen und Gewichten, eine einfache statistische Uebersicht aus der Erdkunde oder ein bis dahin noch nicht gesehenes Lehrmittel kann schon das größte Unbehagen hervorrufen, das sich leicht bis zum Angstgefühl steigert: Das werde ich nie begreifen. Wir Erwachsenen haben, soweit wir früher selber einmal zu dieser Art von sensiblen Kindern gehörten, die Erinnerung an ein solches bedrückendes Schulerlebnis merkwürdig genau behalten. Ein Beweis dafür, wie tief damals der ungünstige Eindruck auf uns gewirkt hat.

Den Kindern beider Arten wollen wir helfen! Beider Arten, also auch den jungen Menschen, die so heiter und unbesorgt ihren neuen Lebensabschnitt beginnen? Ja, so sehr man auch in Versuchung kommt zu wünschen, diesen Glücklichen möchte kein Stein in den Weg kommen. Sie wären dann nämlich — ohne Kampf — nicht für das Leben erzogen, wenn sie am Ende der Schulzeit das „Reife"-Zeugnis bekommen. Weil sie nicht gelernt hätten, durch Arbeit und Fleiß Klippen zu überwinden und sich zu einem Ziele durchzuringen.

Schwierigkeiten und Hemmungen aber zeigen sich, man kann sagen, zum Glück, fast bei jedem Kinde. Bei dem einen auf sprachlichem, bei dem anderen auf mathematisch-naturwissenschaftlichem Gebiete, bei dem

dritten in Turnen und Sport. Noch andere werden in den ersten Jahren einfach von der Fülle der Fächer erdrückt. Man braucht hier durchaus nicht an unbrauchbare und für die höhere Schule ungeeignete Kinder zu denken. Es gibt verhältnismäßig wenige Menschen, die von vornherein in allen Sätteln reiten können.

Es gibt zu denken, daß Handel und Industrie sehr gern als Lehrlinge die Abiturienten nehmen, aus deren Zeugnissen hervorgeht, daß sie sich allmählich zu guten Leistungen durchgerungen haben. Die nüchterne Ueberlegung lautet: Diese jungen Menschen haben arbeiten gelernt. So seltsam es auch in den Ohren der Eltern klingen mag, wir haben allen Grund, uns über die auf der höheren Schule voraussichtlich kommenden Schwierigkeiten zu freuen. Aber diese Einstellung muß auch zu der Ueberlegung führen, wie wir unseren Kindern helfen, den Kampf zu bestehen.

Für beide Kinder, sowohl für das ängstliche wie das sorglose ist es von großer Wichtigkeit, daß für das Weiterkommen in der Schule erst einmal die häuslichen Voraussetzungen geschaffen werden. Und damit kommen wir zu einer grundsätzlichen Angelegenheit, nämlich zu der der häuslichen Schulaufgaben, die aber für die höhere Schule gar kein Problem sein dürfen. Denn weder das Gymnasium noch die Oberschule für Jungen oder Mädel kann auf die häusliche Vorbereitung, also die gewissenhafte Erledigung von schriftlichen Aufgaben oder von Lernaufgaben verzichten.

Es gibt eine Reihe von Schulfächern, deren notwendigster Gedächtnisstoff nicht in den Unterrichtsstunden bewältigt werden kann. Wenn die Zehnjährigen damit beginnen, eine fremde Sprache zu lernen, werden sie von Anfang an mit einer Fülle von neuen Begriffen und Wortbildern überschüttet, die sie gedächtnismäßig festhalten müssen. Da hilft nichts anderes, als sich nachmittags zu Hause in aller Ruhe hinzusetzen, den Kopf zwischen die Fäuste zu klemmen und zu lernen. Nur durch eigenes Erarbeiten entsteht sicheres Wissen, das zum wirklichen Beherrschen einer fremden Sprache führt. Genau so ist es bei den anderen Fächern. Die täglichen vier bis fünf wissenschaftlichen Stunden verlangen eine ständige Vorbereitung, wenn das Kind überhaupt mitkommen und in seiner geistigen Entwicklung fortschreiten soll.

Es ist nun von entscheidender Bedeutung, daß von vornherein die richtige Methode bei der Erledigung der Hausaufgaben angewandt wird. Hier handelt es sich um eine elterliche Erziehungsaufgabe, von deren Lösung der Erfolg des Besuches der höheren Schule abhängt.

Viele Kinder neigen dazu, nur für die „Hauptfächer" zu arbeiten. Ihr Grundsatz ist: „Nur das Allernotwendigste!" Andere Jungen und Mädel arbeiten zu langsam, wieder andere verzetteln ihre Zeit, sie schaffen nur einen Teil ihres Pensums und sehen sehr unbefriedigt und voll Kummer dem nächsten Schultag entgegen. Weder die einen noch die anderen Kinder darf man sich selbst überlassen, man muß sie führen, überwachen und zu einer „rationellen" Arbeit erziehen.

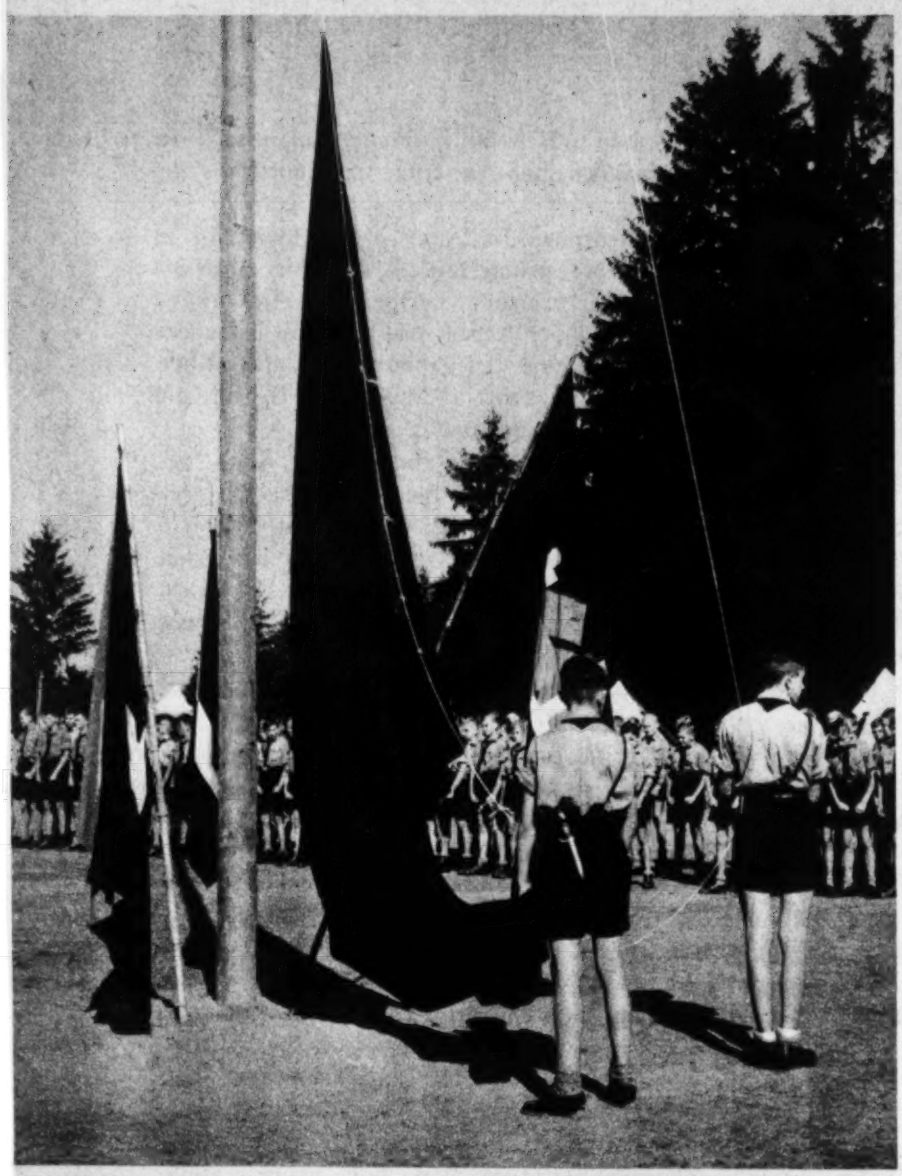
Das Nächstliegende für Vater oder Mutter ist es nun, daß sie selber genau wissen, was die einzelnen Schultage an Vorbereitung verlangen. Sie müssen eine Uebersicht darüber haben, welche Tage besonders belastet sind, welche eine Entspannung ermöglichen und wie die schulaufgabefreien Nachmittage liegen, die dem HJ.-Dienst gewidmet sind.

Es genügt nun keineswegs, täglich an Hand des Stundenplans aus dem Kinde herauszuholen, was der kommende Tag verlangt. Hier hilft nur das gewissenhaft geführte „Aufgabenbuch"! Es muß den Schüler, so kleinlich es auch manchen Eltern erscheinen mag, mindestens bis in die mittleren Klassen hinein begleiten.

Vor dem Aufgabenbuch verblassen alle Ausreden wie „Dafür haben wir nichts auf". Die Eltern können sich auf Grund der Eintragungen errechnen, wieviel Zeit an den einzelnen Tagen für Schulaufgaben anzusetzen ist. Auch in der Sprechstunde des Klassenleiters lassen sich an Hand des Aufgabenbuches manche Fragen besprechen. Angesichts der leider erwiesenen Ahnungslosigkeit mancher Eltern über das, was die Schule von ihrem Kinde verlangt, wird es jeden Lehrer auf das angenehmste berühren, wenn andere Eltern wiederum eine so aktive Anteilnahme an der gewissenhaften Mitarbeit ihres Kindes nehmen. Mit so interessierten Eltern kann die Schule auch gut über ein Zuviel oder Zuwenig der Schulaufgaben überlegen. Elterliche Klagen über ein Zuwenig an Schulaufgaben kommen übrigens häufiger vor, und zwar bezeichnenderweise bei Schülern, die zurückbleiben. Als Entschuldigung und Anklage zugleich heißt es dann: Der Junge oder das Mädel hat ja fast nie etwas auf. Wenn die Schule dann nachweist, daß die gewissenhafte Vorbereitung nicht nur auf die Fremdsprache oder die Mathematik, sondern auch auf Erdkunde, Geschichte, Biologie und andere stundenplanmäßig in Betracht kommenden „Nebenfächer" so und so viel Zeit in Anspruch nimmt, sind diese Eltern gewöhnlich sehr erstaunt über die versäumten Möglichkeiten.

Die erste und vornehmste Aufgabe für die Eltern heißt also, das Kind richtig arbeiten zu lehren. Sehr sorgfältig müssen die Eltern auch den Arbeitsplatz für ihr Kind aussuchen. Es muß eine Stelle in der Wohnung gefunden werden, wo sich das Kind ungestört aufhalten kann und ihm genügendes Licht zur Verfügung steht. Da darf es keine Bedenken geben, und wäre es sogar eine Ecke in der guten Stube, die man dem Kinde einräumt.

Niemals soll die Sorge der Eltern in Kleinlichkeiten ausarten. Dem Kinde muß die Freude an der schwierigen Arbeit erhalten bleiben. Vor allem aber darf die Selbständigkeit, die kostbarste Charaktereigenschaft eines Menschen, nicht verkümmern. Es ist also eine vielseitige Erziehungsaufgabe für die Eltern, doch hilft ihnen dabei der gesunde, robuste Sinn der Jugend über manche Schwierigkeit hinweg.

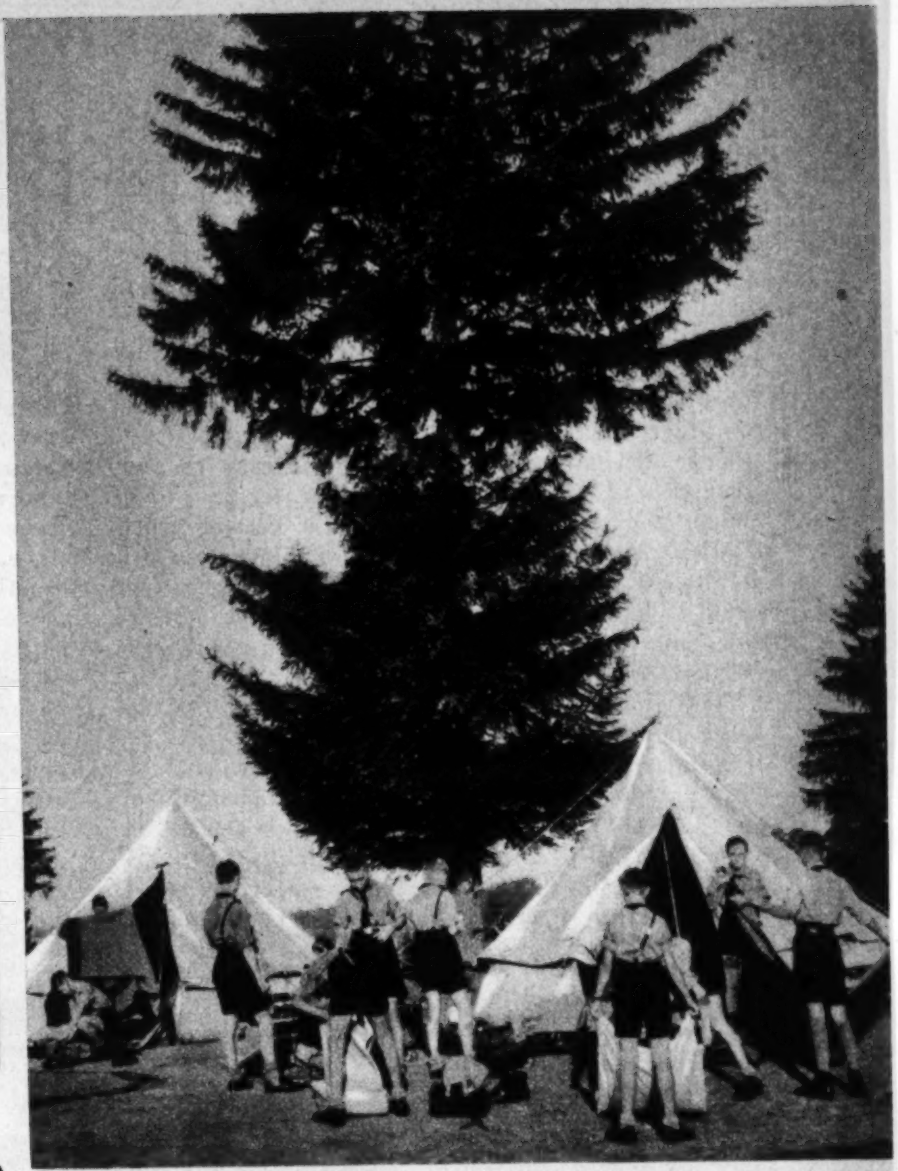


Unsere Pimpe

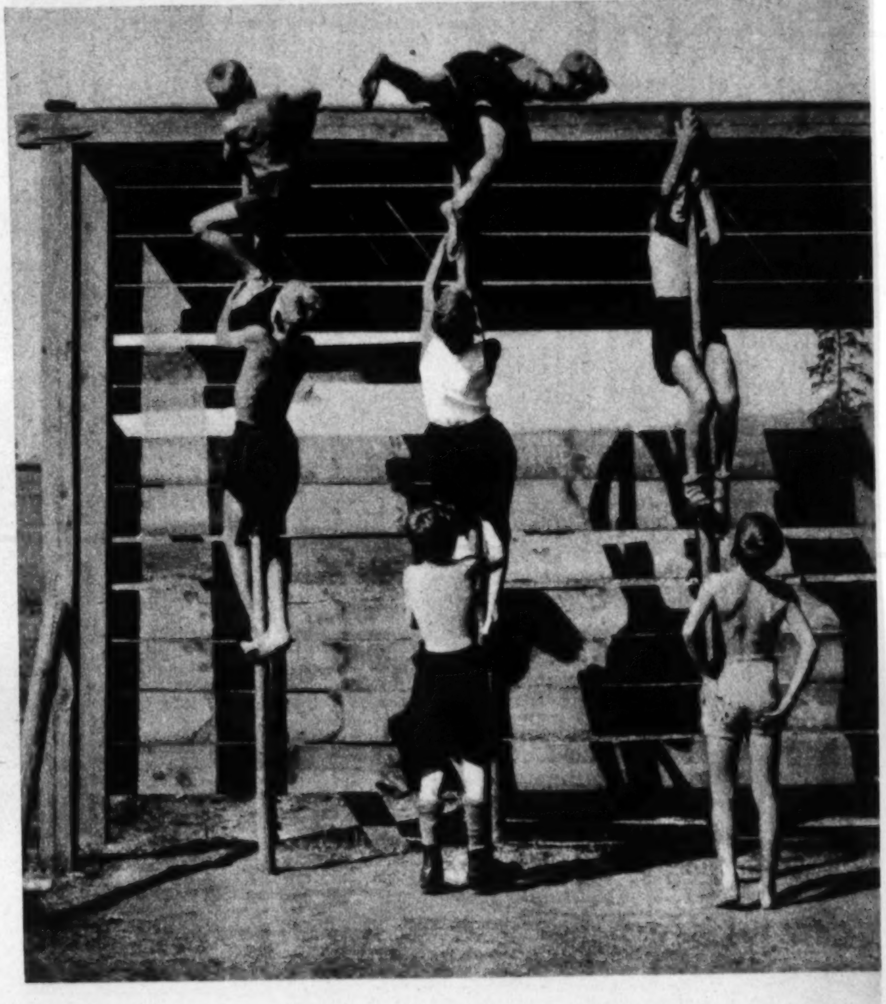
Von Karl Lehnhoff

Kaum woanders tritt uns die neue Zeit mit dem, was sie von den vergangenen Jahrzehnten unterscheidet, so zum Greifen deutlich vor unsere Augen, wie die Frage der Freizeitgestaltung der Jugend. Wo gab es vor dreißig Jahren eine Mutter, die ihren zehn- oder zwölfjährigen Jungen ohne elterliche Aufsicht auf die Fahrt geschickt hätte! Und — wo gab es vor dreißig Jahren eine Jugend, die an eine solche Fahrt dachte, geschweige denn, die eine solche ohne die betreuende Aufsicht eines Erwachsenen gewagt hätte! Jugend durch Jugend geführt — vor wenigen Jahren noch ein Problem, oft besorgt — zum Teil sogar ehrlich besorgt —, bekrittelt, heute bereits eine vielfach erprobte Selbstverständlichkeit, an die sich das deutsche Elternhaus nicht nur gewöhnt hat, sondern der es auch, gestützt auf Erfahrungen, unbesorgt, ja, sogar aus vollem Herzen zustimmt.

Und so ziehen die Pimpfe denn auch in diesem Jahre wieder, begleitet von den herzlichsten Wünschen der Eltern, bepackt mit einem prallen



pe im Zeltlager



Aufnahmen: A. Plößer

„Affen", und allem, was dazu gehört, hinaus ins weite deutsche Land, um an irgendeinem Platze, der schön und für sie zweckmäßig ist, ihre Zelte aufzuschlagen, um dort die Fremde und die Gemeinschaft zu erleben.

Pimpfe, die eben flügge geworden sind, Pimpfe des jüngsten Jahrganges sind es, die nun das erste Mal auf große Fahrt gehen und das erste Mal für längere Zeit die elterliche Wohnung mit dem leinenen Zelt und das weiche Bett mit dem Strohlager vertauschen. Es mag sein, daß da und dort eine Mutter mit leisem Herzklopfen ihren Jungen abfahren sieht, daß sich ihr Herz ein wenig zusammenzieht. Wenn sie dann aber in die lachenden Augen ihres Jungen schaut, dann weiß sie, daß es für ihren Liebling nichts Schöneres geben kann, als unter den Kameraden zu sein, mit ihnen marschieren, zu singen und zu werken. Und dann zieht eine Fröhlichkeit auch in ihr Herz, denn sie weiß, daß auch ihr Junge zu einer männlichen Haltung heranreift. —

Ein erfahrener Hitlerjunge ist ihr Führer, dem das Wunder gelingt, auch aus den Jungen, die zu Hause jeder Erziehungskunst, die auf Sauberkeit, Ordnung und Selbsthilfe abzielt, spotten, in wenigen Tagen zünftige Lagergefährten zu machen. Die ihr Zelt nach allen Regeln der Kunst aufstellen, die die Zeltstadt in Ordnung halten, und die alles, was die Unterkunft wohnlich und das Zusammenleben mit den Kameraden erträglich und angenehm gestaltet, mit selbstverständlicher Treue und ohne Ermahnungen nach dem Geheiß des Lagerführers tun.

Erste Versuche der Kochkunst. Zwar kann es vorkommen, daß die Erbsen hart bleiben oder auch schon einmal anbrennen — aber selbst dem verwöhntesten Mäkler, dem man daheim immer erst lange zureden muß, ehe er sich „entschließen" kann, zuzulangen, dem selbst Mutti's Schokoladenspeise nicht recht munden will, jetzt schmecken sie wie das Lieblingsgericht am Geburtstage.

Nach einem strengen Tagesplan vollzieht sich das Leben im Lager. Langschläfer werden nicht erzogen, denn schon in der Frühe heißt es aufstehen, dann Waldlauf, waschen am Bach oder am See, Flaggenhissung, Frühstück und Frühdienst. Schnell ist der Vormittag dahin. Das Mittagessen und die nachfolgende Ruhepause sind ehrlich verdiente Genüsse. Sport und Spiel am Nachmittag, Putz- und Flickstunde und Appelle sind der Inhalt des zweiten Tagesabschnittes, und am Abend herrschen Scherz und Frohsinn. Dann werden Fragen aufgeworfen, wird das Tagesgeschehen besprochen und ein lustiges Lied gesungen.

Jungenhafte Fröhlichkeit und zielgerichtete Pflichtauffassung, die keine Wehleidigkeit kennt und die den Wert der Lagerkameraden nach seiner Härte und seiner Einsatzbereitschaft für die Kameradschaft beurteilt, diese beiden Begriffe sind es, die im Zeltlager allein Bedeutung haben. Sie sind Maßstab und Richtschnur. Darum ist das Zeltlager kein Tummelplatz für verzärtelte Muttersöhnchen. Solche gibt es dort einfach nicht, wenigstens nicht mehr nach ein paar Tagen. Die Gemeinschaft erzieht sie; in den allermeisten Fällen mit viel weniger äußeren Zwang und „fühlbaren" Maßnahmen, als manch besorgtes Mutterherz es gemeinhin annehmen möchte. Das aber schließt nicht aus, daß die wirklich Schwachen von den Größeren mit oft geradezu mütterlicher Zärtlichkeit umhütet und umsorgt werden, vorausgesetzt, daß auch sie das von Hause mitbringen, worauf sich das wahre Gemeinschaftsleben einzig und allein aufbaut: eine anständige Gesinnung, die als Kameradschaftlichkeit in Erscheinung tritt.

Jungen im Zeltlager! Jugend, die die Gemeinschaft erlebt und die schon frühzeitig ihr Leben gestalten lernt! Glückliche Jugend!

Im Spiel zeigt es sich, ob der Junge ein „Herz" hat

Aufnahme: Presse-Photo

Deutsche Mutter in Sibirien

Roman von Erna Leibfried-Kügelgen

Alle Rechte, besonders das der Uebersetzung vorbehalten;
Copyright 1938 by v. Hase & Koehler Verlag, Berlin

8. Fortsetzung

Da finden wir aber an seinem Sohne, dem guten Naviola, einen warmen Fürsprecher. Er tritt so mannhaft für die obdachlose deutsche Familie ein, daß wir gerade an Rotrauts Geburtstag, dem 7. Oktober, einziehen können. Die Kinder wissen nicht, was für ein Datum wir schreiben, und das fleißige Hausmütterchen trippelt mit den Sachen hin und her und denkt nicht dran, wie anders dieser Tag wäre, mit Blumen, Gästen, Geschenken und frohen Gesichtern, wenn ein hartes Schicksal sie nicht in diesem zarten Alter an die Grenze Asiens geworfen hätte.

Die „schwarze Stube“ ist besonders schwarz im neuen Heim, und wir haben als einzige Kochgelegenheit nur eine Feuerstelle mit einer Oeffnung im Dach darüber. Tags scheint die Sonne herein, nachts der Mond, und vor allem dringt die Kälte in die Stube. Eine der Eingeborenen zeigt uns, wie dem Uebel wenigstens nachts abzuhelfen ist: man macht ein großes Bündel aus Heu und Lappen und preßt es in die Oeffnung; ein Stock zur Stütze, der „hermetische“ Ofenverschluß ist fertig. Freilich passiert es auch, daß er Feuer fängt, dann kann man schlafend im Rauch ersticken, aber zum Glück merkt es meine Schwester, die in die schwarze Stube zieht, noch immer rechtzeitig.

Wir haben jetzt eine Freundin unter den Baschkirenfrauen, die einzige, die etwas Russisch spricht. Es ist Sandugas (Nachtigall), ihre Tochter heißt Kardagas (Lerche). Sie hat einen faulen, schlechten Mann und noch ein dickes Söhnchen, welches sie immer mit sich herumschleppt; ein unreinliches kleines Geschöpf, dessen unsaubere Spuren unsere Mädel mit Empörung erfüllen. Sandugas besitzt nichts als eine zerfallene Hütte. Sie weiß nicht, was sie und ihre Familie morgen essen werden, aber sie ist stets von einer gleichmäßigen Freundlichkeit und frohen Sorglosigkeit. Vielleicht ist sie, in ihren Lumpen, man sieht den mageren Leib durch alle Löcher schimmern, ein glücklicheres Geschöpf als viele unzufriedene Damen in Seide und Samt. Sandugas ist fleißig und dankbar, ehrlich und bescheiden, ein lieber guter Mensch, der wahrlich sein hartes Schicksal nicht verdient. Die Frauen sind überhaupt verträglich; selbst wenn ein Baschkir zwei Frauen hat, hört man nie Zank und Streit. Wir wundern uns darüber, aber Sandugas klärt uns auf: „Nun, wenn er beiden Frauen Kopftücher mitbringt, wenn er auf dem Basar war, warum sollen sie sich denn zanken?“

Wir haben auch nie gesehen, daß Kinder sich schlugen oder auch nur balgten; es ist ein friedfertiges, verträgliches Volk.

Für ein paar Münzen und das Essen will Sandugas gerne für uns das Wasser tragen und uns zur Hand gehen. Nur zum Wäschewaschen können wir sie nicht brauchen. Sie bewundert und streichelt jedes Stück, fragt, was seine Bestimmung ist, sieht uns vorwurfsvoll an, weil wir so reine Wäsche unnütz „quälen“ und will die teure Seife schon gar nicht benutzen. So wird sie Knall und Fall von meiner Schwester ihres Amtes entsetzt und ausschließlich zur Wasserträgerin degradiert.

Gerne lasse ich mir von ihr über das Leben und Treiben der Baschkiren erzählen, kann auch gut erraten, was sie mit ihrem gebrochenen Russisch meint. Vieles wird uns nun klar, was wir früher nicht verstanden. Wie trostlos ist doch das Leben eines Baschkirenmädchens. Noch als halbes Kind wird sie dem unbekannten Manne verkauft. Oft schon mit zwei — drei Jahren verlobt oder vielmehr versprochen. Dann kommen die Kinder, eins nach dem anderen, zehn, zwölf und mehr. Aber die meisten sterben wieder. Und sonst nur Arbeit, Arbeit, Arbeit.

Der Mann läßt sich bedienen, er ist der Herr. Die Frauen haben keinen eigenen Willen, sie kennen keine Bildung, haben kein Recht, dürfen nicht einmal das Gotteshaus besuchen oder einer Beerdigung beiwohnen. Ein gekaufter Gegenstand in der Hand des oft brutalen Mannes.

Voller Eifer versuche ich Sandugas klarzumachen, daß wir Frauen nicht schlechter sind als die Männer, nein, oft sogar besser und wertvoller:

„Siehe doch, Sandugas, dein Mann ist faul und säuft, du aber arbeitest von morgens früh bis abends spät. Wer ist nun besser?“

„Recht hast du“, ist die lächelnde Antwort, „aber wenn ich ihm widerspreche, dann prügelt er mich.“

Nein, so etwas Furchtbares! Was bin ich dagegen für ein glücklicher Mensch: Vaterhaus, Kindheit, das frohe Erleben der Jugend, Reisen, Theater, Kunst! Und nun meine Ehe, die süßen Kinder ...

Ein Angstgefühl wird in mir wach, soll ich wirklich so bevorzugt sein? Wird das Wort auch an mir zur Wahrheit werden:

„Alles geben die Götter, die unendlichen, ihren Lieblingen ganz, Alle Freuden, die unendlichen, alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.“

Werden auch für mich Tage kommen, mit den Schmerzen, den unendlichen? ...

Auch Naviola, der freundliche Sohn unseres Wirtes, vermittelt zwischen uns und den Dorfbewohnern. Wir erfahren auch, warum er uns beigestanden hat, als uns niemand in Baigasina aufnehmen wollte:

„Als ich bei Warschau verwundet lag, da hatten wir Russen nichts zum Zudecken, gar nichts, um uns vor der Kälte zu schützen. Ich fror jämmerlich. Da gab mir ein ebenfalls verwundeter Deutscher seine Decke. Er nahm kein Geld dafür, gab mir, dem Feinde, ohne zu zaudern, was er selbst gut brauchen konnte. Da habe ich gedacht: war ein Deutscher gut zu Naviola dem Baschkiren, will Naviola auch gut sein zu euch Germanzen.“

Soll so ein Erlebnis einen nicht ermutigen, gut zu sein und nicht müde zu werden? Kann man doch nie wissen, wie weit die Ringe einer guten Tat sich ziehen. Der deutsche Soldat konnte es nicht ahnen, daß seine menschenfreundliche Tat Landsleuten in Sibirien zugute kommen würde. Wir aber haben ihn gesegnet.

•

Mein Mann kennt alle Bewohner des Dorfes persönlich, aber auch uns anderen sind die Einheimischen nicht mehr fremd. Wir haben ein Adreßbuch eigener Art, das nur uns und unseren Freunden bekannt ist. Ein flüchtiger Anlaß, irgendein Zufall, ergibt oft einen Namen. Auf ähnliche Weise sind gewiß auch früher Namen entstanden, bei denen wir heute verwundert ausrufen: wie kann man so heißen!

Da gibt es in Baigasina die „Freche“, das „Weiße Pferd“, die „Milchfreundin“, das „Storchbein“, den „Teefreund“, den „Einsamen Baum“ oder die „Blauen Fenster“. Bei diesen Namen ist der Ursprung klar; wer denkt aber später daran, daß der „Gentleman“ so heißt, weil er einmal uns Frauen den Weg im Winter freigab, obgleich die Weiber sonst bis in die Hüften in den Schnee treten müssen, um die Herren Baschkiren mit Roß und Schlitten vorbeizulassen. Auch klang es gewiß für Uneingeweihte sonderbar, wenn eines der Kinder zum Beispiel sagte: „Komm-Komm“ ist eben dagewesen, die „Maus“ hat ein kleines Kind bekommen, der „Tod“ bittet, Tante soll einmal nach ihr sehen.

Der „Tod“, der Mann der „Maus“, war nämlich einmal zur Heuzeit durch das Dorf geritten, klapperdürr, auf klapperdürrem Roß, die Sense auf ein Knie gestemmt, bleich und ernst. Da

hatte er den Namen weg, von dem er zum Glück nichts ahnt. „Komm-Komm" aber rief unseren Kindern, sobald er eines erblickte, mit diesem einzigen deutschen Worte, das er aufgeschnappt hatte.

Es haben sich Wechselbeziehungen zwischen uns und den Bewohnern gebildet. Wir verarzten sie, besonders meine Schwester und der Riese Pinkepank, wir schreiben ihnen Briefe an die in Deutschland Gefangenen, sie aber schenken uns Käse, bringen Milch und Kumiß. Es kommen viele der Baschkiren in deutsche oder österreichische Gefangenschaft. Es ist irgendwie bekanntgeworden, sie hätten es nicht schlecht in Deutschland, sind sie doch als Mohammedaner desselben Glaubens wie die Türken, unsere Bundesgenossen. Natürlich bestärken wir sie in dieser Vermutung. Einmal bringt einer der „Kaffern", so nennen wir die Eingeborenen, damit sie nicht gleich wissen, wenn wir über sie sprechen, ein Bild von seinen Bekannten, eben aus Deutschland eingetroffen. Da macht mein Mann ihn auf die runden, gesunden Gesichter der Kriegsgefangenen aufmerksam. Und nun steht es bei den Baschkiren fest: Wenn sie wieder zurück müssen in den Kampf und mit Deutschen zusammenkommen, so werden sie sich — — und sie zwinkern listig mit den schwarzen Schlitzaugen.

Ihre Briefe, die wir Frauen ihnen schreiben müssen, bestehen nur aus Grüßen; aber es darf keiner vergessen werden, höchstens noch am Ende: lebe und bin gesund, was ich dir auch wünsche. Schlagen wir vor, doch etwas mitzuteilen von der Heuernte, dem Vieh, den Kindern, dann heißt es: nun, schreib schon, wie du willst, das weißt du schon besser.

Sie haben große Ehrfurcht vor den gelehrten deutschen Frauen, die nicht nur flott schreiben können, sondern auch höflich von den Männern behandelt werden. Sie wundern sich darüber und schlagen meinem Manne vor, er solle doch nicht so dumm sein und die schwere Arbeit, Wassertragen und Holzhacken, selbst machen. Wozu hat er denn zwei Weiber im Hause.

Ja, eines Tages kommt ein Baschkir zu uns, plaudert erst von diesem und jenem und schlägt dann meiner Schwester vor, ihn doch zu heiraten. Die geht ernst darauf ein: „Sieh, ich bin doch keine Frau für dich, ich liebe zu lesen, zu schreiben, verstehe aber nicht zu melken und kann kein Krott machen."

„Schreibe doch, lies, zum Melken nehme ich mir eine zweite Frau. Ich kann auch mit dir Arm in Arm spazierengehn, und du magst Blümchen pflücken soviel du willst." Es war dem Baschkiren aufgefallen, daß mein Mann und ich zuweilen Arm in Arm auf der Dorfstraße gehen, was sie, wie Sandugas uns schon erzählte, ziemlich schamlos finden. Meine Schwester gibt dem Freiersmann, trotz seiner verlockenden Versprechungen einen Korb.

Mein Mann macht immer noch die weiten Fahrten, um uns unseren Mundvorrat zu besorgen; ja, er dehnt sie sogar aus, um für die kalte Zeit vorzusorgen. So fährt er in ein etwa 75 Kilometer weit gelegenes Dorf und kauft Kartoffeln ein. Unterwegs aber überrascht ihn der erste Frost und die ganze Wagenladung ist steinhart gefroren. Das ist ein Schlag! Nur die Kinder jubeln, denn sie finden die in der warmen Stube glitzernden Kartoffeln reizend. Uns Erwachsenen ist der Gedanke nicht so verlockend, monatelang gefrorene Kartoffeln zu essen, aber erfrorene Kartoffeln sind besser als gar keine.

Unsere Irmgard lernt so leicht und gerne, daß wir beide, Lehrerin und Schülerin, uns auf die Stunden freuen; aber sie muß lange aussetzen. Sie fiebert und fiebert; selbst unsere gescheite Tante bekommt den Grund nicht heraus. Es ist wohl ein Drüsenfieber. Dem lebhaften Kinde fällt es schwer, immer auf der Pritsche zu liegen, obgleich die geschickten Finger nähen und stricken, häkeln und basteln. Aus dem mageren, blassen Gesicht schauen die dunklen Augen doppelt groß heraus. Das ist eine rechte Sorge. Rotraut aber ist immer gesund; mit beiden strammen Beenekens steht sie im Alltag, packt mit den festen Händchen zu, wo sie kann, und wir staunen über ihre Ausdauer und ihr Geschick. Eine geborene Hausfrau.

Erika aber hat einen neuen Namen, sie heißt nun „Hermelinchen". Bei einem Spaziergang sahen wir dieses reizende, flinke Tier. Es ließ uns ganz nahe heran und sah uns aus seinen schrägliegenden Augen aufmerksam an. Sein spitzes Schnäuzchen erinnerte uns an unser kleinstes Mädel, das immer zart und schmal bleibt. Nur geistig entwickelt sich auch dieses „Baschkirchen" gut. Sie singt mit ihrem dünnen Stimmchen mit, wenn „Gesangstunde" ist und kennt unendlich viel Lieder, die sie alle auswendig lernt, genau wie ihre großen Schwestern. Sie haben es gar nicht schlecht, die drei einsamen Mädel; freilich haben sie keine Schulgefährten, aber die Erwachsenen geben sich viel mit ihnen ab. Jeder Sonntag ist ein kleines Fest. Dann ziehen sie ihre niedlichen roten Strickkleider an und binden die weißen Schürzchen vor. Blank gezöpft von der geduldigen Tante, die die Haarflut ihrer Nichten, in drei verschiedenen Schattierungen vom dunklen Braun bis zum hellsten Blond, in liebevollster Pflege hat, bringt ihr Anblick alle in die nötige Feststimmung. Sonntags muß ich ihnen öfters Gedichte aufsagen. Besonders die Balladen hören sie gerne, und mein gutes Gedächtnis ersetzt uns ein Gedichtbuch. Doch ungestört dürfen wir nicht in den Gefilden der Dichtkunst bleiben, auf dem Dreifuß schmort das Mittagessen. Das Kochen in hockender Stellung ist nicht gerade bequem, und so zeichne ich den Kindern einen Wunschtraum, eine deutsche Küche. Da staunen sie und lassen sich interessiert alles erklären. Sie kennen nur eiserne schwarze Töpfe, die mit einer Gabel mit langem Holzgriff aus dem Feuer gehoben und auf den groben Tannentisch gestellt werden. Nichts blitzt oder ist erfreulich anzusehen, emaillierte Tassen, tönerne Schüsseln und eiserne Kessel.

Sonntags kommen der Riese Pinkepank und Pan regelmäßig zum Abendbrot. Dann sitzen wir des Feuers wegen in der schwarzen Stube auf der Pritsche. Nur ich habe einen Liegestuhl, ein Geschenk des schwarzen Meier, mein Lieblingsplatz. Auf meinem Schoß schnurrt Moritz, der schönste Kater der Welt. Mein Mann steht am Feuer und wirft immer wieder ein Scheit nach dem anderen hinein; aber nicht nur so armselige Scheitchen, wie man sie wohl in Europa kennt, nein, schwere, dreiviertelmeterlange. Alle haben wir unsere Blicke in den Flammen. In dem prasselnden, züngelnden Feuer, das unsere Augen magisch anzieht und nicht wieder losläßt.

Draußen fallen die ersten Flocken. Sie wirbeln immer dichter, unaufhaltsamer, und keine von ihnen zergeht. Nein, sie bleiben alle liegen, sie türmen sich auf zu einem weißen Wall, der uns in unserer weltabgeschiedenen Einsamkeit einschließt. Unbarmherzig.

Die Männer werden still. Sie stieren vor sich hin. Wir wissen alle, nun dauert es, auch im besten Fall, noch ein halbes Jahr, bis wir die Heimreise beginnen können. Wieder liegt ein eintöniger, langer Winter vor uns. Bedeckt der Schnee auch unsere Herzen, auch unseren Trotz mit seiner weißen, kühlen Schicht?

Da sind wieder die Kinder, die einem herüberhelfen. „Mutter", bitten sie, „erzähle! Erzähle ein Märchen, nein, aus deiner Jugendzeit! Von Villa Siegwart! Nein, vom Wassernixlein!"

„Aber Hexen, wir sind doch nicht allein, vor erwachsenen Männern kann ich doch keine Märchen erzählen!"

„Wir sind auch noch klein", ertönt die Stimme des Riesen, „bitte, bitte, erzählen Sie!" Und als ich noch immer schwanke, sagt unser Pan:

„Wenn Sie den Anfang machen, dann gebe auch ich etwas zum besten."

„Nun, Mutter?!"

„Es war einmal ein wunderbares Schloß im tiefen blauen Meer..."

Das lieblichste Märchen von Andersen, voller Poesie und Tiefe des Gefühls wird lebendig.

Die Dämmerung sinkt tiefer. Die flackernde Flamme wirft ihren roten Schein auf die aufmerksamen drei kleinen Hexlein, auf meine Schwester, deren Hände mit der sonntäglichen Häkelarbeit schon lange im Schoße ruhen; sie beleuchtet den schlafenden Moritz auf meinem Schoß, den blanken Sonntagsscheitel des Riesen, der seinen Kopf gesenkt hält, und das träumende Gesicht Pans, dessen sonst so lustige Augen ernst an der Flamme hängen. Selbst mein Mann schürt nicht mehr in der Glut, sein Blick umfaßt die ganze Gruppe. Meiner Irmgard zuliebe, die sonst Ströme von Tränen vergießt, zieht das Nixlein als glückliche Braut des Königssohnes ins Märchenschloß ein, anstatt wie bei Andersen sich in ein Nichts aufzulösen.

Sofort werde ich von Pan abgelöst, dessen Nacherzählung von „Erika" des Dichters Paulsen die verträumte Stimmung in unserem kleinen Kreise zerreißt.

Nach dem Essen, wenn die Kinder auf ihrer Pritsche in der anderen Stube

liegen, dann rücken wir Erwachsenen noch einmal zusammen. Mit einem mächtigen Armvoll Birkenholz kommt mein Mann herein, eine Welle von Kälte und Holzgeruch begleitet ihn.

„Nun singen wir eins!" ruft Pan und beginnt mit seiner munteren Stimme das lange Lied von „Maria Theresia".

Dann erklingen Volkslieder, Soldatenlieder und vor allen Dingen Vaterlandslieder. Wenn man keine mehr kennt, dann — Choräle. „Harre meine Seele" ist wohl selten mit so innigem Gefühl gesungen worden, wie an den langen Winterabenden in Baigasina: „Sei unverzagt, bald der Morgen tagt, und ein neuer Frühling folgt dem Winter nach..."

Ein Sonnenstrahl in dunkler Zeit

Eines Tages halten drei mutige Rosse vor unserem Tor, von einem tartarischen Kutscher „gebändigt". Der altmodischen, mächtigen Karosse entsteigen zwei Herren. Es sind dies der Vertreter des amerikanischen Konsulates, Herr Taylor, und als sein Dolmetscher ein guter Bekannter von uns, Petersburger Kind wie meine Schwester und ich. Große Freude über den unerwarteten Besuch. Der Herr Amerikaner, ein noch junger, sehr gut aussehender Herr, will sich persönlich von der Lage der Zivilgefangenen in Baigasina überzeugen. Mein Mann hatte sich über unsere Verschickung beklagt. Nun sitzt der elegante Herr in der schwarzen Stube und muß sich den beizenden Rauch gefallen lassen. Er beobachtet die Hausfrau beim Kochen auf dem Dreifuß, auf dem sie heute für zehn Personen kochen muß. Er hält diese Situation im Lichtbilde fest, damit, wie er lachend sagt, die Hausfrauen freundlicher und dankbarer werden, wenn sie in ihren hellen Küchen wirtschaften müssen.

In dem Raume, in dem früher nur das Blöken der Kälber, Lämmer und Zicklein ertönte und das Plappern der Baschkirenweiber, klappert plötzlich die Schreibmaschine. Die Herren finden es aber trotz aller Unbequemlichkeiten „ganz gemütlich" in unserem gottverlassenen Nest.

Herr Taylor ist während des Krieges aus Amerika herübergekommen, er mag den Unterschied zwischen New York und Baigasina doch etwas eigenartig empfinden. Amerika, noch nicht unser Feind, hatte damals unseren Schutz in Rußland übernommen.

Wir nehmen herzlich Abschied von den liebenswürdigen Gästen, die unsere Kleinen später mit einer Sendung nie geahnter Süßigkeiten erfreuen. Die schwere Kutsche rollt davon, durch den Schnee, der den Herren trotz des diesjährigen späten Winteranfangs immer noch überraschend gekommen ist.

•

Weihnachten 1916 naht. Wie groß ist die Freude, nein der Jubel, als mein Mann zwei Tage vor dem Feste mit seinem hochbepackten Schlitten vor der Türe hält und mit lauter Stimme ruft: „Eine Friedenstaube, eine Friedstaube!"

Schnell wird er in die Stube gezogen, die Freunde packen den Schlitten aus und versuchen möglichst unbemerkt das geforene Ferkel in unsere Vorratskammer zu schleppen, denn die Baschkiren verstehen keinen Spaß, wenn dies „unreine Tier" die Schwelle ihres Hauses überschreitet, sei es auch im hartgefrorenen Zustande.

Ich bin immer froh, wenn mein Mann wieder da ist; es kann so leicht etwas passieren bei der schneidenden Kälte, und er fährt ja auch allein, weil auf dem schmalen Schlitten so wenig Platz ist. Nun muß er aber versorgt werden. Schnell werden in den Samowar ein paar glühende Kohlen zugelegt, denn eine Tasse heißen Tee bringt den erstarrten Reisenden immer am schnellsten wieder zur Behaglichkeit.

Viel fragen darf man nicht, denn mein Mann ist sehr abgespannt, aber wenn man etwas Geduld hat, so beginnt er schon von selbst ausführlich zu erzählen, weiß er doch, mit welcher Ungeduld wir alle auf neue Nachrichten warten.

„Also Deutschland hat sich bereit erklärt, in Friedensverhandlungen einzutreten, sicher im Bewußtsein seiner Kraft, nun nach der Einnahme von Bukarest. Aber die Entente faßt es als Schwäche auf und verlangt, Deutschland soll sich besiegt erklären! Ich habe die französischen und englischen Meinungen in der russischen Zeitung vom 14. Dezember selbst gelesen."

„Ja", sagt der Riese, dessen Blicke am Munde des Erzählers hängen, „wenn die Entente unsere Bedingungen nicht annimmt, dann wird der Krieg eben weitergeführt, bis zur Vernichtung, dann..."

Aber mein Mann unterbricht ihn: „Ich erwarte, daß Rußland, gezwungen durch die furchtbaren Verhältnisse, mit Deutschland einen Separatfrieden abschließt..." Da fällt ihm aber Pan ins Wort: „Dann bricht die Entente sowieso zusammen; Kinder, Kinder, nun ist das Ende abzusehen!"

Ich höre die letzten Worte: „Ihr Sieger, ihr Sieger, wenn es nur wirklich so weit wäre! Aber es sind wirklich gute Nachrichten. Einen ‚Bukarester Kaffee' bin ich euch schuldig, doch den verschieben wir gleich auf Weihnachten."

•

Ja Weihnachten ... ein Kiefernbäumchen, das die Konkurrenz mit manchen anderen bestanden, steht schon seit Wochen im Wasser. Pan hat aus gesammeltem Honigwachs mit unendlich viel Mühe und Geduld Kerzen gezogen. Er erzählt begeistert von dem honigsüßen, märchenhaften Duft. Die Herlein haben geklebt und gebastelt, es muß und wird auch in Baigasina Weihnachtsstimmung herrschen. Vieles fehlt, aber das Beste ist da: Kindervorfreude, Kinderjubel und ein paar gute, treue Herzen.

Pünktlich um vier Uhr erscheinen die beiden Freunde in Festtagsstimmung, ihre Gaben sorgfältig verpackt in der Hand. Auch die Nachtigall Sandugas kommt mit der von Lumpen umhüllten, aber blankgezöpften Lerche. Sie hocken sich stumm in eine Ecke, und ihnen wird der Abend zu einer Offenbarung von nie geahnter Schönheit, von „Reichtum" und Behaglichkeit. Es mag ihnen hier bei Kerzenglanz und Weihnachtsgesang in der warmen Stube ganz sonderbar zumute sein.

Aber bevor die Kinder, die mit festlich gelöstem Haare feierlich in die Stube treten, ihre Blicke auf die Gabenplätze auf der Pritsche werfen, sagen sie alle drei ihre Verschen her. Irmgard richtet ihre braunen Augen auf den Vater und beginnt:

„So friedlich liegt das kleine Dorf
Von tiefem Schnee bedeckt,
Und in die Hütten hat sich längst
Der Hunger und die Not versteckt.
Da, aus dem einen Hause dringt
Ein froher Sang mit Macht,
Und durchs Baschkirendörfchen klingt
Das Lied der Heil'gen Nacht.
Und um den kleinen Kiefernbaum
Stehn deutsche Kinderlein,
Auch in der Fremde jubeln sie
Bei hellem Kerzenschein."

Bei diesen Worten wirft sie einen schelmischen Blick auf den stolz schmunzelnden Onkel Pan, denn seine Kerzen brennen wirklich glänzend.

„Den Großen wird so weich zumut,
Erinnerung kommt ganz sacht,
O ferne Heimat, sei gegrüßt
In dieser stillen Nacht."

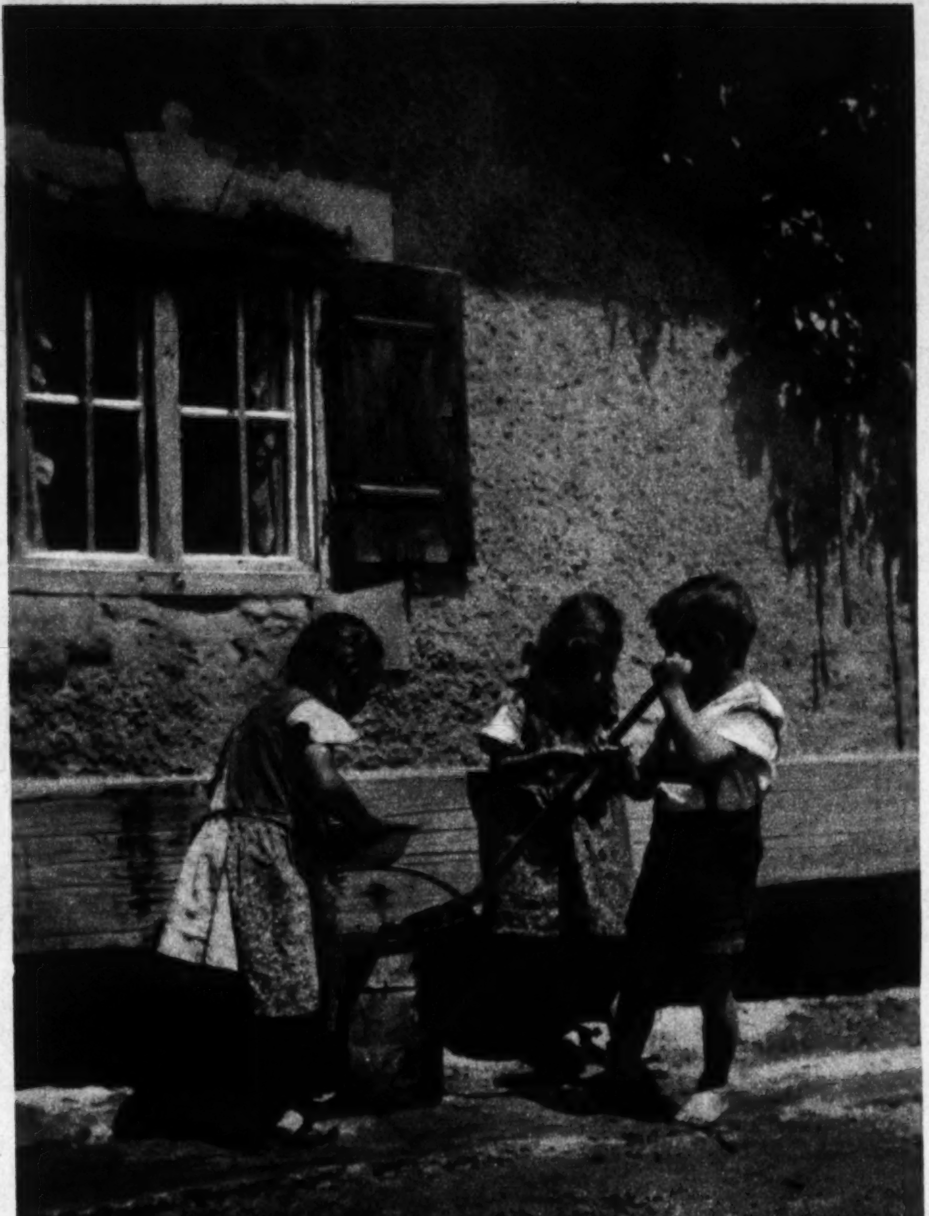
O ferne Heimat, du schmerzlich ersehnte, werden wir dich je wiedersehen?

Nun wird noch gesungen, die Weihnachtsbotschaft verlesen. „Und durchs Baschkirendörfchen klingt das Lied der Heil'gen Nacht."

Größer kann der Jubel auch in einer überreichen Weihnachtsstube nicht sein, der nun bei uns ausbricht. Zwar sind die Gaben der Verwandten, aus den rechtzeitig eingetroffenen Packen, auch herrlich, aber den Vogel schießen doch die Sachen ab, die den Stempel: „made in Baschkiria" tragen. Da ist vor allem ein kleines Baschkirenhaus, naturgetreu nachgeahmt. Das Dach hat der geschickte und fleißige Riese Pinkepank zum Abheben gemacht; auf der teppichbelegten Pritsche sitzen kleine Lumpenweiberchen. Sogar eine Feuerstelle ist drin und ein kleiner, eingemauerter Kessel. Der Zaun, der das Anwesen umgibt, hat ein Tor, genau wie unseres, ist zum Auseinandernehmen. Mit glühenden Wangen hocken die drei Herlein herum. Dann aber müssen sie das Bilderbuch besehen, das ihnen Onkel Pan gedichtet hat. „Das Mädchen unter den Greifensteinen" ist von einem geschickten Landsmann in gotischer Druckschrift abgeschrieben worden und mit reizenden Zeichnungen versehen. Eine schöne Erinnerung an Weihnachten in Baigasina! Und Tante hat alle Puppen frisch angezogen, so ist aus der guten alten Puppe Rike eine „Fasilla" geworden, mit Hängezopf, echtem Baschkirenkleid, Kopftuch und einem Brustlatz mit winzigen Knöpfchen und Silberstückchen.

In der schwarzen Stube ist der Tisch längst gedeckt, sogar mit einem weißen Tuch bedeckt und mit Kiefernreisern geschmückt.

(Fortsetzung folgt.)



Du räumst jetzt deine Spielsachen „auf", sagt die Mutter zu Eberhard.

„Ach, Inge, tu du's doch", wendet sich Eberhard daraufhin an seine Schwester, und da Inge von ihrer Mutter schon gelernt hat, daß das Aufräumen zu den unumgänglichen Verrichtungen einer fleißigen Hausfrau gehört, fügt sie sich in das Unvermeidliche und räumt nicht nur ihre, sondern auch Eberhards Spielsachen auf. Und was tut Eberhard in der Zeit? Nun, er guckt zum Fenster hinaus oder geht auf die Straße, wo er seine Spielkameraden entdeckt hat.

Nicht wahr, so ein kleines Erlebnis kann man täglich haben, und es scheint, als lohne es sich kaum, ihm überhaupt Beachtung zu schenken.

Gemach; erstens hat Mutters Aufforderung schon bewiesen, daß etwas in der häuslichen Ordnung nicht stimmt, daß eben aufgeräumt werden muß, wo doch normalerweise alles an seinem Platz liegen sollte. Mutter hätte ihre Kinder also längst daran gewöhnen sollen, sofort nach dem Spiel die Spielsachen wieder in den Schubkasten zu tun, damit nicht hinterher jemand nachräumen muß.

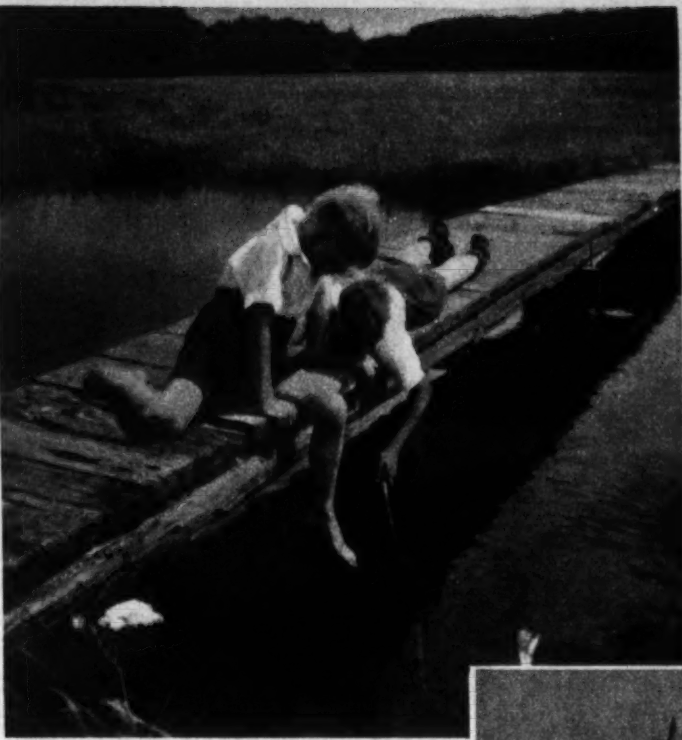
Zweitens beweist der kleine Eberhard im Laufe dieses sehr kurzen Gespräches sehr wohl, daß er schon Einblick in die Differenziertheit der verschiedenen Handgriffe, die in einem Haushalt nötig sind, genommen hat; seine Ansicht aber, daß ausgerechnet nur Mädchen für das Aufräumen zuständig sind, ist ein Vorurteil, das er sich schnellstens abgewöhnen muß. Und hat er selbst nicht genügend guten Willen dazu, so muß Mutter eben mehr oder weniger handgreiflich nachhelfen.

Unser kleines Erlebnis führt uns die überraschend schnelle Lösung einer Zuständigkeitsfrage vor Augen. Dank Inges Bereitwilligkeit geht es diesmal ohne Geschrei und ohne großen Protest ab. Aber in der Regel ist es nicht an dem, und da das jede Mutter weiß, so scheint es doch angebracht zu sein, wenn wir uns von vornherein darüber klar werden, wer für was zuständig ist, oder ob überhaupt nur einer von beiden (nämlich von Inge und Eberhard) für eine bestimmte Sache zuständig ist.

Ueber die Zuständigkeit beim Aufräumen läßt sich wohl kaum streiten. Jeder hat die Pflicht, die Dinge, die er gebraucht hat, wieder an Ort und Stelle zu legen, und für Eberhard ist es bestimmt nicht entwürdigend, wenn er beim Einpacken seiner Bleisoldaten auch Inges Puppen in die Puppenküche räumt.

Wie steht es aber mit den vielen anderen kleinen Hilfeleistungen und Handreichungen? Wer ist eigentlich für das Kartoffelschälen zuständig, wenn Mutter mal nicht Zeit hat? Wer hilft zur Einmachzeit beim Entsteinen der Kirschen? Soll eigentlich Inge oder soll Eberhard beim Kuchenbacken den Teig rühren? Wer fährt heute den kleinen Bruder spazieren? Und wer trägt schließlich dem Vater das Mittagessen auf die Arbeitsstätte?

Selbstverständlich ist es, daß zunächst einmal der zugreift, der in der Nähe ist und nichts anderes zu tun hat. Da kann es denn geschehen, daß Eberhard beim Abtrocknen des Geschirrs helfen muß, was sonst gewöhnlich Inge tut, und Inge kann gerade einmal das Glück haben, die Kaninchen füttern zu dürfen, was wiederum anerkannterweise Eberhards tägliche Beschäftigung ist. Einen Unterschied, ob sie für Jungen



oder für Mädel geeignet sind, sollte man bei den kleinen alltäglichen Hilfeleistungen überhaupt nicht machen.

Es gibt im Grunde genommen sehr wenig häusliche Arbeiten, die nur für Mädchen geeignet sind. Ausgenommen seien die Hilfe bei der Kinderpflege und die Beschäftigung mit Handarbeiten, die wir dem Jungen grundsätzlich nicht zumuten wollen. (Trotzdem soll er sich einen Knopf annähen können!). Aber schon die Tätigkeit in der Küche ist nicht nur ein Privileg der angehenden Hausfrau; auch Eberhard wird es später einmal nicht bereuen, wenn er seine Suppe selber kochen kann, obwohl er in die Geheimnisse der Kochkunst anfänglich nur durch Kartoffelschälen eingeweiht wurde. Erwirbt er sich aber auch nur einige Kenntnisse darin, so kommt ihm das vielleicht später einmal im Arbeitsdienst zustatten, und er läuft nicht Gefahr, von seinen Kameraden wegen seiner Ungeschicklichkeit ausgelacht zu werden.

Eberhards männliche Würde wird auch keineswegs herabgesetzt, wenn er bei der großen Wäsche, mit einer schweren Gießkanne bewaffnet, die auf der Bleiche liegenden Stücke besprengt.

Vielfach hat Mutter selbst schuld, wenn Inge und Eberhard schon „männliche" und „weibliche" Hilfeleistungen zu unterscheiden wissen. Kinder wollen anfangs bei jeder Arbeit helfen, nur um ihrem Beschäftigungsdrang Genüge zu tun. Die Wertung der einzelnen Arbeiten hat Mutter erst eingeführt. Da ist es ihr irgendwann einmal passiert, daß sie zu Eberhard gesagt hat, als er, mit der viel zu großen Küchenschürze angetan, Bohnen abziehen wollte: „Laß nur, das ist nichts für dich; so etwas tun nur Mädchen." Eberhard war in diesem Augenblick mit einer derartigen Abfertigung durchaus nicht zufrieden, später aber sind ihm diese und ähnliche Belehrungen als willkommene Ausreden eingefallen, wenn er keine Lust hatte, etwas zu tun, und Mutter war über die wenig auffallende Hilfsbereitschaft ihres Jungen doch etwas erzürnt, wenn sie es auch nicht ahnte, daß sie dazu den Grund gelegt hatte.

Vorläufig riskierte Eberhard nur, in den Ruf zu kommen, wenig gefällig zu sein; später aber, wenn ihm keine Inge mehr auf das bloße Wörtchen: „Tu du's doch!" bereitwilligst die Arbeit abnimmt, wird er vielen kleinen Verrichtungen des Alltags ziemlich hilflos gegenüberstehen, weil er sich nie darin geübt und sie immer als für einen Jungen nicht passend empfunden hat.

Mutter tut also auf jeden Fall gut, wenn sie Zuständigkeitsfragen in bezug auf die verschiedenen kleinen Arbeiten in der täglichen Haushaltsführung bei ihren Kindern gar nicht erst aufkommen läßt. Vielmehr soll sie darauf achten, daß jedes ihrer Kinder, sei es Junge oder Mädchen, zu jeder Zeit jeder Arbeit gegenüber bereit sei anzupacken und sich gar nicht erst an den Posten eines Drückebergers gewöhnen kann.

W. Bastine.

Im Reich der Frau

Wozu ist die Zitrone gut?

Bekanntlich wirkt heißer Zitronensaft schweißtreibend. Aber auch bei Fieber ist Zitronensaft als Limonade sehr willkommen. Bei Herz- und Leberleiden hat Zitronensaft mit etwas Salz sich schon als ein vorzügliches Mittel bewährt. Daß er sich aber auch als Abführmittel sehr eignet, dürften wenig wissen. Zu diesem Zweck wird der Zitronensaft mit etwas süßem Rahm geschlagen. Bevor man dann eine Tasse schwarzen Tee trinkt, wird der Saft eingenommen. Und sogar gegen Appetitlosigkeit ist der Zitronensaft, schluckweise genommen, ein gutes Mittel. Wir sehen also, daß die Zitrone infolge ihres hohen Gehalts an Vitaminen und Fruchtsalzen ein vortreffliches Heilmittel ist.

*

Gemüsesäfte, eine wertvolle Ergänzung der Kinder- und Krankenkost

Spinat, Mohrrüben, Tomaten, Gurken und rote Rüben eignen sich zur Herstellung von Säften. Die Gemüse müssen frisch, sauber und saftig sein; geputzt und gut gewaschen, notfalls entsprechend zerkleinert, werden sie durch einen Fleischwolf gemahlen oder in einer Rohkostmühle zerkleinert. Das Mus kann man in ein Mulltüchelchen füllen und mit der Hand auspressen. Sehr viel besser ist die Ausbeute, wenn man es in einer Rohsaftmaschine auspreßt. Von diesen Säften brauchen nur geringe Mengen genossen zu werden. Als Getränk mit Zitronen- oder Apfelsinensaft und Zucker gewürzt, mit Milch oder Sahne gemischt oder zum Schluß fertigen Suppen, Breien oder Tunken zugesetzt, führen sie dem Körper Mineralstoffe und Vitamine in leicht verdaulicher Form zu.

Ein paar Regeln für vernünftige Ernährung

Obwohl bereits eine ganze Bibliothek von Büchern und Schriften über vernünftige Ernährung existiert, ist es vielleicht gut, ein paar Erkenntnisse auf diesem Gebiet der Forschung zusammenzufassen:

1. Achte auf sinnvolle Reihenfolge deiner Speisen!

Iß bei einer Mahlzeit zuerst das Leichtverdauliche: Obst oder Beeren oder frische Südfrüchte; dann Nüsse (getrocknete Früchte kommen nach den Nüssen!); dann Salat (auch wenn solcher aus rohem Gemüse bereitet ist; auch die rohen Tomaten, Radiese, Rettiche, Zwiebeln, Gurken gehören an diese Stelle); dann das Langsamverdauliche: Brot, Suppen, gekochte Speisen; dann das Schwerverdauliche: Gebratenes, Gebackenes, Käse usw. Man gewöhnt sich an diese Reihenfolge schnell. Sie wirkt sehr wohltätig und regelnd auf die Verdauung. Auch Sodbrennen und übles Aufstoßen wird unbedingt behoben, wenn man sie einhält.

2. Iß jeden Tag wenigstens etwas Frisches!

Am besten zu Beginn der Mahlzeit das Obst und die Salate.

3. Achte darauf, daß der Basengehalt deiner Speisen insgesamt den Säuregehalt übersteigt!

Es genügt zu wissen, daß im Körperhaushalt der Basenüberschuß notwendig zur Auswertung der zugeführten Speisen ist. Man muß also die einzelnen Mahlzeiten so zusammenstellen, daß die basenhaltigen Speisen die säureüberschüssigen überwiegen.

Speisen mit Basenüberschuß sind: Obst und Früchte (mit Ausnahme der Preißelbeeren), Milch, Kartoffeln, Möhren, Kohlrüben, Salate und Gemüse (mit Ausnahme des Rosenkohls).

Speisen mit Säureüberschuß sind vor allem: scharfer Käse, Reis, Hülsenfrüchte, Fleisch, Eier.

Hellblaues Kleidchen

für drei- bis vierjährige Mädel

Material: 150 Gramm Woleza Puella hellblau. Stricknadel Nr. 3.

Arbeitsanweisung: Das Kleid wird in 2 Teilen gearbeitet. Vorder- und Rückenteil gesondert. Es sind dabei 2 Strickstiche verwendet.

Strickstich 1, der als Füllstich verwendet ist, wird folgendermaßen gearbeitet:

Reihe 1: 5 rechts, 1 links.

Reihe 2: links.

Reihe 3: 2 rechts, 1 links, 5 rechts, 1 links, das von ++ bis ++ so oft wiederholt, bis die Maschen alle abgestrickt sind.

Reihe 4: links, dann beginnt man wieder bei Reihe 1.

Strickstich 2: der Verzierungsstich:

Reihe 1: rechts.

Reihe 2: links.

Reihe 3: eine rechte Masche, dann strickt man während der ganzen Reihe je zwei Maschen zusammen, die letzte Masche in der Reihe wird als eine rechte gestrickt.

Reihe 4: eine rechte Masche, dann strickt man immer eine Masche aus dem Verbindungsfaden von zwei Maschen heraus.

Also abwechselnd eine Masche gewöhnlich rechts stricken und eine aus dem Verbindungsfaden zur nächsten Masche arbeiten. Da man in Reihe 3 immer zwei zusammengestrickt hat, ergänzt man die fehlenden Maschen wieder. Dann wieder bei Reihe 1 beginnen.

Strickstich 3, der Gürtelstich:

Reihe 1: ein Umschlag, zwei Maschen zusammenstricken usw. Man strickt genau nach dem Schnitt und beginnt am unteren Rande mit einem Anschlag von 120 Maschen. Man arbeitet zuerst einen beliebigen breiten Rand in Strickstich 2. Am Modell sind es 10 Knötchenreihen, dann folgen ca. 12 Reihen im Stich 1, darauf 6 Knötchenreihen, 5 Reihen im Füllstich. Ehe nun mit dem Gürtel begonnen wird, strickt man Reihe 3 des Verzierungsstiches, so daß man nach Abschluß der Reihe nur noch 60 Maschen auf der Nadel hat.

Es folgen nun vier Lochreihen als Gürtel.

Danach beginnt das Oberteil, zu dem man wieder 14 Maschen zunimmt. Das Oberteil strickt man stets in einer Knötchenreihe und drei rechts erscheinenden Reihen im Wechsel. Nach ca. 6 cm oder 5 Knötchenreihen beginnt man mit dem Armausschnitt. Man mascht dazu am Anfang jeder Seite 6 Maschen ab und strickt dann gerade in die Höhe. Vorder- und Rückenteil wird gleichgearbeitet, so beginnt man mit dem Halsausschnitt, für den man in der Mitte 12 Maschen abkettet.

Die Aermel beginnt man mit 40 Maschen und strickt sie genau wie das Oberteil. Man nimmt während der nächsten 5 cm immer am Anfang der Nadel zu. So daß die Breite jetzt 20 beträgt. Dann beginnt man mit dem Abnehmen für die Kugel und zwar auf folgende Weise: Am Anfang jeder Nadel wird eine Masche abgenommen, bis man nur noch 12 Maschen auf der Nadel hat, die abgekettet werden. Der Aermel wird dann in üblicher Weise zusammen- und eingenäht.

Der Kragen hat einen Maschenanschlag von 70 Maschen. Er wird, wie das Bild zeigt, am oberen Rande mit dem Füllstich begonnen und endet mit zwei Knötchenreihen. Der Kragen ist ein gerades Stück und wird überwendlich am Halsausschnitt angenäht. Der Kragen wird hinten geschlossen. Durch die Lochreihen zieht man 4 gedrehte Schnüre, die zu einem breiten Band verflochten werden. An den Seiten näht man von links Rücken und Vorderteil aneinander. Vor dem Zusammennähen spannt man jeden Teil für sich auf ein Sofa oder Kissen, legt ein feuchtes Tuch darüber und dämpft die Strickarbeit vorsichtig mit einem heißen Eisen.

Ursula Scherz.

Aufnahmen: Scherz-Wauer

Der Fischer

Das idyllische Bild des Fischers, der an einem schönen Sommerabend bei Sonnenuntergang auf den stillen See hinausrudert, um das Netz auszuwerfen, stammt aus einer Zeit, die auch den Hirten, den Jäger, den Landmann „poetisch verklärte", das heißt: ihre harte Tagesarbeit in ein sinniges, geruhsames Tun umfärbte. Und wir können wohl sagen, daß der zu seinem Vergnügen angelnde Liebhaber wirklich nicht verglichen werden darf mit dem, der in Flüssen und Seen, an der Meeresküste oder auf der hohen See Fische für die Volksnahrung fängt; auch der Teichwirt, der Fischzüchter haben mit diesem friedlichen Bilde des Anglers zur Erholung nichts gemein. Im Gegenteil, die Fischerei ist zu allen Zeiten ein rauhes Handwerk gewesen, das harte Hände machte und braun gegerbte Gesichter, nicht zu selten auch schmerzhaft krummgezogene Rücken vom Rheumatismus. Haben Sie, um mit dem „Friedlichsten" zu beginnen, einmal im Herbste einem großen Teichfischen zugesehen? Es ist nicht jedermanns Sache, bis über die Knie oder bis zum Bauch im kalten schlammigen Wasser herumzupatschen und endlich Korb für Korb, Kasten für Kasten mit Karpfen, Schleien, Hechten die Uferböschung aufwärts zu schleppen zu den Transporttonnen. Die Fluß- und Seenfischer, die in einer stürmischen, regnerischen Nacht (und solche Nächte sind bekanntlich keine Seltenheit bei uns) die Fischreusen nachschauen müssen, die im klirrenden Frost aufs Eis hinausgehen, Löcher zu hacken, Fische aus den Hältern zum Markt abzuholen oder unter dem Eis zu fischen, wissen nachher auch Bescheid. Wie schwer und gefahrvoll der Dienst der Fischer auf See ist, nicht nur derer, die weit hinaus fahren, sondern auch derer auf den kleinen Kuttern der Haff- und Küstenfischerei, das vermögen sich die Landratten überhaupt nicht einmal vorzustellen; wie manche Nacht warten die Frauen und die Kinder dieser Männer auf die von draußen heimkehrenden Schiffe, hören den Sturm und sehen das aufgeregte Meer — und es vergeht kein Jahr, da nicht einige der Schiffe, einige der Männer draußen bleiben für immer. Aber auch wenn sie glücklich und erfolgreich heimkehren, müde und abgekämpft von dreiwöchiger Reise, um nach spätestens sechsunddreißig Stunden aufs neue auszufahren, spüren sie deutlich in ihren Knochen die schwere Arbeit, die sie unterwegs geleistet haben. — Trotzdem ist der Fischerberuf in vielen Familien seit Urgroßvaters Zeiten her und länger vererbte Ueberlieferung; das gilt vor allem für die Fischer unserer Binnengewässer und für die Küstenfischerei, auch für die sogenannte „kleine" Hochseefischerei, das will sagen: für alle Kleinbetriebe. In der „großen" Hochseefischerei, die im Auftrage einer Reederei-Firma mit Fischdampfern betrieben wird, ist es anders: da stammt der allergrößte Teil der Mannschaft überhaupt nicht von der Wasserkante und aus dem Fischereiberuf, sondern tief aus dem bäuerlichen Binnenland: aus Hannover, aus Westfalen, aus dem Schwarzwald sogar oder sonst aus dem Süden. Aber es ist, als suchte sich der innere Trieb und die Tradition, wenn sie aus allen deutschen Landschaften einzelne Volksgenossen zur See drängt, immer den gleichen Schlag heraus; so ähnlich sehen sich die Gesichter für den unbefangenen Betrachter an. Vollkommene Gesundheit, kräftiger Körperbau, scharfe Augen und Ohren, arbeitgewohnte Fäuste und dazu ein mutiges Herz, ein fast kindlich einfacher, auf viele Bequemlichkeiten und Selbstverständlichkeiten unseres Lebens willig verzichtender Sinn: wem davon nur etwas fehlt, der paßt nicht zum Fischer, weder auf dem Flusse noch auf der hohen See. Man steht da draußen auf Du und Du mit den unbändigen Elementen, und es ist nicht immer Freundschaft zwischen ihnen und dem Menschen. Freilich, die Gewohnheit tut viel, und viele der Fischer auf See, auch die aus alteingesessenen Fischerfamilien, geben es ohne weiteres zu, daß sie z. B. zuerst schlimm mit der lächerlichen, aber hundsgemeinen Seekrankheit zu schaffen hatten, von der man gerne glaubt, sie befalle nur die armen Kraft-durch-Freude-Fahrer, die zum ersten Male ein Schiff besteigen. Ja, es gibt sogar Fischer und Seeleute, die von Zeit zu Zeit immer wieder seekrank werden. Das hat mit ihrer körperlichen Eignung nichts zu tun. Im übrigen aber ist es kaum bei einem andern Beruf so gerechtfertigt und so notwendig, schon bei Beginn der Ausbildung ein ärztliches Zeugnis zu verlangen.

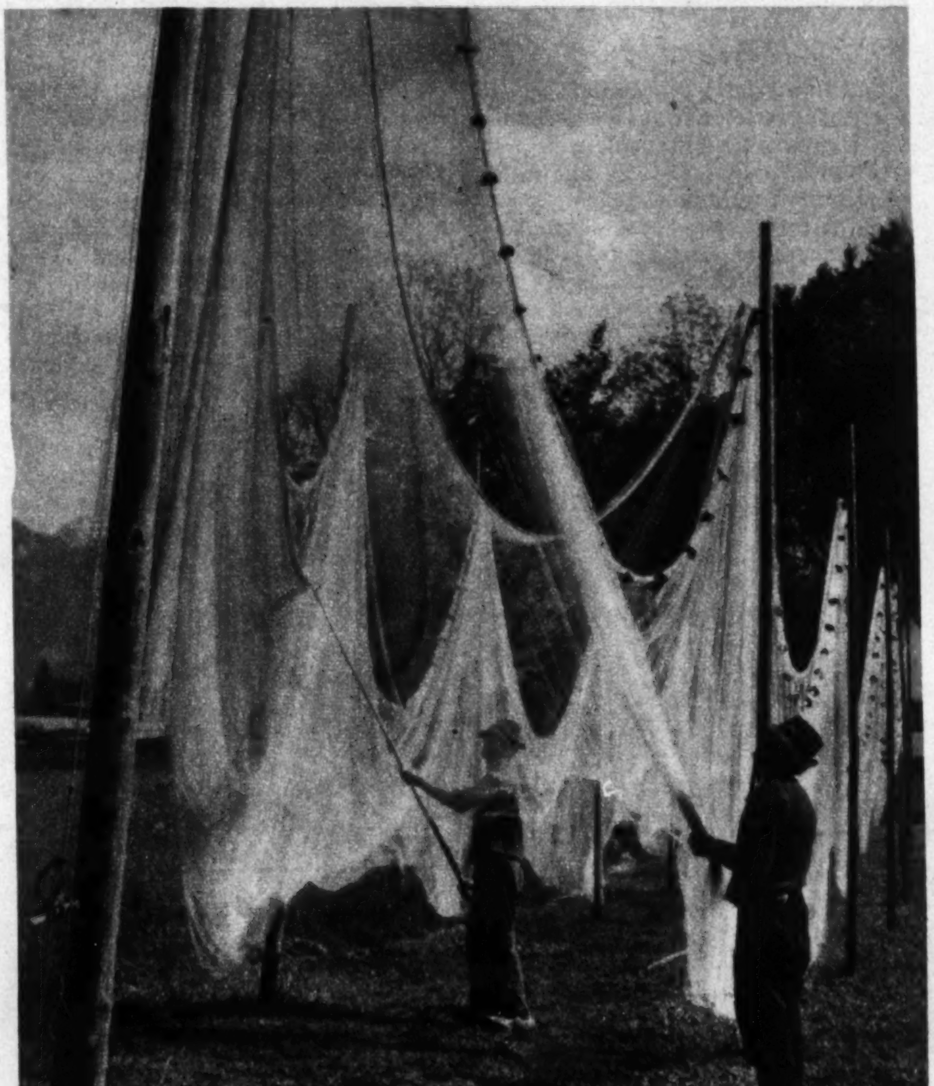
Die Lehrausbildung der berufsständischen Fischer, die bei einem vom Reichsnährstand anerkannten Lehrmeister geschehen muß, dauert drei Jahre. Lehrstellen weisen die zuständigen Landesbauernschaften oder die Berufsberatungsstellen der Arbeitsämter nach. Auch der Vater, wenn er als Lehrmeister anerkannt ist, kann seinen Sohn als Lehrling aufnehmen; das ist besonders für die Kutterfischer der Ostsee und Nordsee wichtig. E i n Jahr der Lehrzeit kann an einer staatlichen oder an einer vom Reichsnährstand anerkannten Fischereischule oder in einer Lehrwirtschaft verbracht werden; das gilt freilich vorläufig nur für die Binnenfischer, doch ist auch für die See- und Küstenfischerei die Errichtung einer Lehr- und Versuchsanstalt geplant. Während ein solcher Schulbesuch freigestellt ist, m u ß der Lehrling aber unbedingt im dritten Lehrjahr einen sogenannten „Grundlehrgang" besuchen. Davon ist nur befreit, wer während der gesamten Lehrzeit eine besondere Fischer-Berufsschule mitbesuchen kann. Nach der Gehilfenprüfung folgen dann sechs Gehilfenjahre, in der die Fortbildung weitergeht; danach kann die Meisterprüfung abgelegt werden, doch wird der Meisterbrief nicht vor dem abgeschlossenen vierundzwanzigsten Lebensjahre erteilt. Arbeits- und Wehrdienst werden in die Gehilfenjahre mit eingerechnet. Die See- und Küstenfischer müssen nach der Gehilfenprüfung meist noch ein seemännisches „Patent" erwerben, da sie ja sonst kein Schiff, auch den eigenen Kutter nicht, führen dürften. Dazu gehört immer eine bestimmte Fahrzeit (z. B. für das Patent B 1 eine von 50 Monaten), ein Lehrkurs und eine Prüfung. Gewisse Schifferkenntnisse werden aber natürlich auch schon bei den Gehilfen- und bei den Meisterprüfungen des Fischers verlangt.

Die im Reichsverband der deutschen Fischerei, einer Nebengliederung des Reichsnährstands, zusammengeschlossenen deutschen Fischer ordnen sich in drei Gruppen: 1. die Seen- und Flußfischer (Binnenfischer), 2. die Fischzüchter (Teichwirte) und 3. die See- und Küstenfischer. Bei den in allen drei Gruppen gänzlich verschiedenen Betriebsverhältnissen, den jeweils auch ganz verschiedenen Fischarten ist auch die Berufsausbildung natürlich ganz verschieden. Es kommt aber ja gar nicht vor, daß ein Junge allgemein „Fischer" werden möchte und dann erst unter diesen Gruppen wählt, sondern er wird, je nach Heimat, Herkunft und Lebensziel, von vornherein z. B. Elbfischer oder z. B. Teichwirt in der Lausitz oder z. B. Krabbenfischer im Wattenmeer der Nordsee werden. Das heißt: auch innerhalb der drei Gruppen herrschen noch Unterschiede, je nach Landschaft und Spezialbetrieb. Stärker also als vielleicht jeder andere Beruf ist der des

Was können unsere Kinder werden?

Fischers an die natürlichen Gegebenheiten eines Arbeitsgebiets gebunden. Praktisches Können, praktisches Wissen, berufsständisches Wissen (wozu auch die nationalpolitischen Einsichten gehören) und eine gewisse Gewandtheit im Geschäftsverkehr werden aber heute von allen deutschen Fischern ausnahmslos gefordert.

Eine Fülle von biologischen, technischen und betriebswirtschaftlichen Kenntnissen, ein nicht geringes Wissen von gesetzlichen und polizeilichen Vorschriften muß die praktische Arbeit des Fischers von heute ergänzen und ihr helfend zur Seite stehen. Der Binnenfischer muß die verschiedenen Arten der Seen und der fließenden Gewässer, ihre besondere Eignung für diese oder jene Fischart ebenso kennen wie die Lebensweise, die Ernährung und Fortpflanzung seiner Nutzfische, ihre Schonzeiten, ihre Behandlung beim Fang, bei der Aufbewahrung (Hälterung), ihren Markt; noch tiefer greift der Teichwirt selbst in das Leben seiner Fische ein, denn er züchtet sie ja und füttert sie, hält sie in künstlich angelegten, in Bezug auf ihre Wassermenge, ihren Pflanzenwuchs, ihre Zu- und Abflußverhältnisse regulierbaren Teichen. Für ihn ist, im Gegensatz zum Fischer eines Wildgewässers, der Karpfen, die Schleie, die Forelle gewissermaßen zum zahmen „Haustier" geworden, das nun aber auch viel stärker von ihm abhängig ist als der frei lebende, auf sich selbst gestellte, letzten Endes doch immer unberechenbare Fisch. Fischkrankheiten, Fischschädlinge haben für den Teichwirt die größte Bedeutung, lassen sich von ihm aber auch am eingehendsten studieren. Ganz anders wieder beim See- und Küstenfischer. Der Lebensraum seiner Fische ist seiner Beeinflussung weithin entzogen: im Meer herrscht, vom Menschen nur mühsam im Zaum gehalten, die freie Natur und nimmt dem Fischer viele Sorgen des Binnenfischers ab, zerschlägt ihm allerdings ebenso oft gewalttätig alle seine Bemühungen und läßt ihn oft nicht einmal das eigene nackte Leben retten. Schonzeiten für Fische (die ja internationaler Vereinbarungen bedürfen, um wirksam zu werden) sind dem See- und Küstenfischer erst in den letzten Jahrzehnten auferlegt worden; umso besser kannte er immer die elementaren „Schonzeiten", in denen ihn Sturm, Nebel, unberechenbare Verlagerungen der Fischschwärme und ihr völliges Ausbleiben aus unbekannten Gründen am Fang und am Fangglück verhinderten. Im Laufe des 19. Jahrhunderts ist die Wissenschaft auch der Seefischerei zu Hilfe gekommen; heute leistet besonders die 1893 gegründete biologische Anstalt auf Helgoland sehr wichtige Arbeit für die praktische Fischerei und Fischereiwirtschaft der nordischen Meere.



Seiner Verantwortung und seiner Bedeutung bewußt, zähe und opfergewohnt, aber auch voll Dankbarkeit und Anerkennung steht der Berufsstand des deutschen Fischers mit in der Aufbauarbeit des neuen Deutschland. Die Zeiten, da er mit unzulänglichen Fahrzeugen und Fanggeräten (weil er bessere nicht bezahlen konnte) an seine schwere Arbeit gehn mußte, da er nur zu oft den Fang, den er dem Meer, dem schlechten Wetter, den Zufällen wechselnder Erfolge abgetrotzt hatte, aus Mangel an Käufern und Verbrauchern verderben sehn mußte, diese Zeiten sind endgültig vorbei. Die deutsche Fischerei und ihre Berufsangehörigen sind eine wichtige Kraft im Vierjahresplan unserer Wirtschaft geworden. Volksernährung, Tierfütterung, Industrie bedürfen des Fischs. Die zwischen dem 29. April und dem 29. Mai in Hamburg zum ersten Male sich darbietende deutsche Fischerei- und Walfangausstellung „Segen des Meeres" macht das schon Erreichte und das noch zu Erreichende anschaulich und für jeden deutlich. Wir alle sind dem deutschen Fischer Dank schuldig; er erwartet nicht, daß wir ihm den in sentimentaler Gefühlsduselei abstatten, denn die würde er gar nicht verstehn, aber er verdient, daß wir seiner harten Arbeit zum gerechten Lohn verhelfen, indem wir dem Fisch und den Fischprodukten den gebührenden Platz auf unserem Tisch geben.

Hans Hajek

Bastelstunde der „Reichs-Elternwarte"

Wir bauen einen Telegraphenapparat

Zunächst muß festgestellt werden, daß es beim Bau dieses Versuchsapparates auf sehr genaue Arbeit ankommt. Vor allen Dingen muß einmal das Werkzeug nachgesehen werden; es muß in Ordnung sein, denn nur mit einwandfreiem Werkzeug lassen sich gut arbeitende Apparate herstellen.

Für unsern Telegraphen brauchen wir an *Material*: verschiedene Brettchen, eine Spiralfeder, ein längeres Eisenstäbchen, zwei große Garnrollen, etwa 40 Meter isolierten Kupferdraht und ein Eisenplättchen.

1. Der Elektromagnet.

Zuerst stellen wir uns einen hufeisenförmigen Elektromagneten her. Das Eisenstäbchen biegen wir mit zwei Flachzangen so zweimal um, daß ein großes U entsteht. Der Querbalken soll etwa 5 Zentimeter lang sein. Die beiden Schenkel der erhaltenen U-Figur müssen so lang werden, daß sie noch etwa ½ Zentimeter herausstehen, wenn wir die beiden Garnrollen hinaufschieben. Sind sie zu lang, dann müssen wir die Schenkel absägen. Jedoch dürfen dabei die Endflächen nicht schief werden. Im Bedarfsfalle feilen wir sie gerade. Die Spulen bewickeln wir folgendermaßen mit dem Kupferdraht: Zuerst bohren wir die Löcher der Garnrollen so weit aus, daß wir die Eisenstäbe hindurchstecken können. Dann bohren wir in jeden Rand der Rolle ein feines Loch, durch das der Kupferdraht eben hindurchgeht. Jetzt wickeln wir den Kupferdraht in gleichmäßigen Windungen auf jede Rolle auf. Anfang und Ende stecken wir durch die schon gebohrten Löcher und lassen je ein Stück vorstehen. Nun werden die fertigen Spulen auf die Schenkel des gebogenen Eisenstabes gesteckt.

Es muß hier darauf aufmerksam gemacht werden, daß der Eisenstab nicht aus Stahl, sondern aus weichem Eisen bestehen muß, denn der Stahl hält den Magnetismus fest, auch wenn der Strom wieder unterbrochen wird. Außerdem müssen die Spulen so aufgesteckt werden, daß die Windungen des Kupferdrahtes auf beiden Spulen in gleicher Richtung laufen. Ist das der Fall, dann verbinden wir den Enddraht der einen Spule mit dem Anfang der anderen, indem wir sie schraubenförmig umeinander winden. Damit ist der Elektromagnet gebrauchsfertig.

2. Der Taster.

Zur Anfertigung des Tasters nehmen wir ein Brettchen, dem wir an einer Seite eine Querleiste anleimen. An einer Rundkopfschraube, die wir in das eigentliche Brettchen einlassen, können wir später — wenn der ganze Telegraphenapparat fertiggestellt ist — einen Leitungsdraht anschließen. Nun besorgen wir uns einen federnden Blechstreifen — evtl. eine alte Uhrfeder aus einem Wecker oder dergl. — und bohren an seine beiden Enden je ein Loch. Durch das eine Loch stecken wir eine Schraube und bohren sie in die Querleiste. An dieser Schraube soll hinterher der zweite Leitungsdraht befestigt werden. Nun kneifen wir die Spitze einer Messingschraube ab und drehen dann die Schraube durch das zweite Loch des federnden Blechstreifens. Sie muß ganz fest sitzen, evtl. löten wir sie an. Jetzt muß die abgekniffene Schraube genau über dem Kopf der in das Brettchen eingelassenen Schraube stehen. Jedoch muß sie so federnd angebracht sein, daß der Kontakt gelöst ist, wenn wir den Druckfinger entfernen. So ist auch der Taster fertiggestellt.

3. Der eigentliche Telegraphenapparat.

Wir sägen uns zuerst die Brettchen aus Holz zurecht. Das *Grundbrett* wird 25 mal 7 Zentimeter groß. Die beiden dreieckigen Trägerbrettchen haben eine Höhe von 6 Zentimeter und eine Grundkante von 5 Zentimeter. Der *Hebelarm*, den wir aus einem quadratischen Leistchen — mit 1 Quadratzentimeter Durchschnitt — herstellen, soll 18 Zentimeter lang sein. Die beiden *Seitenbrettchen* für die Rolle haben einen Durchmesser von 7,5 Zentimeter, während das innere Rollenstück, das aus einem 1 Zentimeter dicken Brett ausgesägt ist, einen Durchmesser von 5 Zentimeter aufweist. Die *Rolle* wird von zwei Trägern gehalten. Sie sind 1 Zentimeter breit und 12 Zentimeter hoch. Von derselben Leiste, aus der wir den Hebelarm herstellen, schneiden wir noch zwei *Leistchen* ab, die eine Länge von 7 Zenimetern haben und den Elektromagneten halten sollen. Für das *Schreibpult* gebrauchen wir vier Trägerbrettchen von je einen Zentimeter Breite. Ihre Länge richtet sich nach der Größe unseres Elektromagnetes. Wir sägen sie erst zurecht, wenn der übrige Apparat fertig ist.

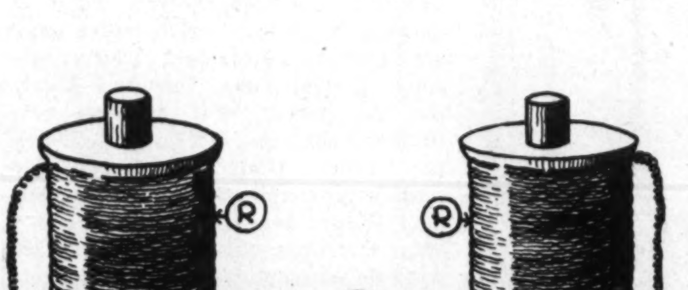


Abb. 1: *Elektromagnet*. E = Eisenstab, R = Rollen, V = Verbindungsdraht, Z = Zuleitungsdraht.

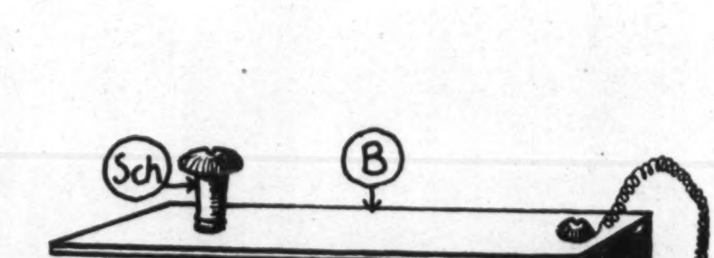
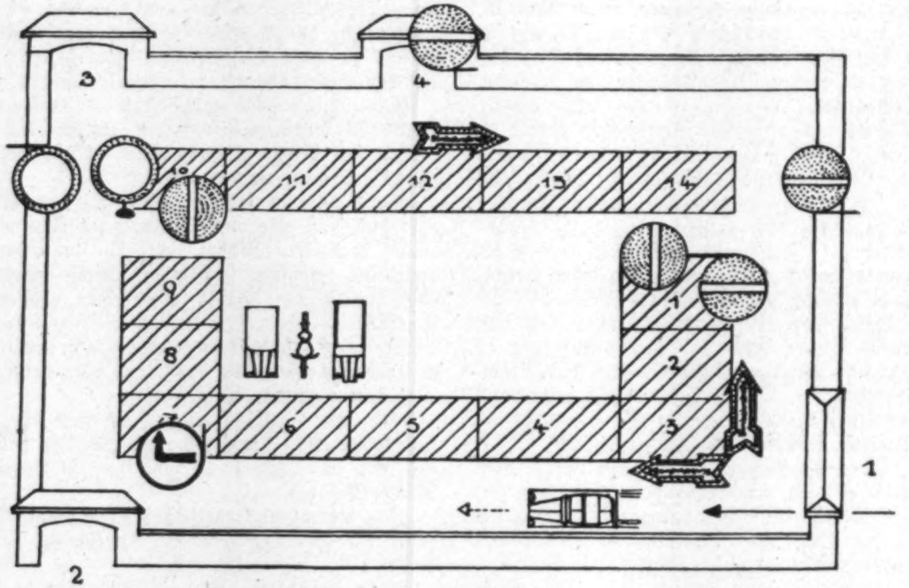


Abb. 2: *Taster*. G = Grundbrett, K = Querleiste, B = Blechstreifen, Sch = Schraube, Z = Zuleitungsdrähte.

Fortsetzung auf Seite 465

Neue Preisaufgabe



Die Verkehrsaufgabe, die ich euch im Heft 11 aufgab, findet einen solchen Anklang, daß ich mich vor Einsendungen kaum zu bergen vermag. Jeden Morgen bringt mir der Briefträger ganze Stöße von Briefen und Karten. Das macht viel Freude. Darum habe ich mir eine neue Aufgabe ausgedacht, an die ihr eure schon so oft bewährte Findigkeit erproben sollt. Seht euch die Zeichnung oder den „Lageplan“ einmal genau an. Es handelt sich hier um den vielgerühmten Ort Schilda irgendwo im weiten Vaterland. Die Bürger von Schilda brachten, wie es die Zeit erfordert, auch in ihrer Stadt Verkehrszeichen an. Sie bemühten sich, den Verkehr so zu regeln, daß es kaum einen Zusammenstoß geben konnte. Aber, o Schreck, eines Tages mußten sie feststellen, daß, wenn man auf ihrem Markte angekommen sei, nicht mehr weiterkomme. Da berieten sie lange und beschlossen endlich, eins der Häuser um den Markt herum abzureißen, um so durch eins der Tore hinausfahren zu können. Welches Haus rissen sie weg? Es genügt, wenn ihr mir auf einer Postkarte die Nummer des Hauses angebt.

Schickt mir eure Lösung bis zum 5. Juli 1939 an die **„Kinderwarte“** der **„Reichs-Elternwarte“, Berlin C 2, Wallstraße** 17—18, und vergeßt nicht, 1. die Postkarte richtig zu frankieren, 2. mir eure Adresse g e n a u draufzuschreiben, 3. euer Alter anzugeben und 4. welche Schule ihr besucht.

Herzliche Grüße

Heil Hitler!

Euer Fritz.

Der Vielfraß

Märchen von O l g a M ü l l e r.

Am Rande eines Waldes stand eine mächtige Eiche. Ihr Stamm war so dick, daß drei Männer sich die Hände reichen mußten, wenn sie ihn umspannen wollten. Oft kamen Menschen und standen bewundernd vor dem herrlichen Baum, und niemand ahnte, daß er innen hohl und von jemanden bewohnt war.

Es wohnte dort das Heidelbeermännlein. Es war ungefähr so groß wie ein Eichhörnchen, war mit einem dunkelblauen Höslein und Jöpplein bekleidet und hatte ein ebensolches Zipfelmützchen auf dem Kopf, das es Tag und Nacht nicht ablegte. Das Heidelbeermännlein wohnte schon viele Jahre in der alten Eiche. Es hatte all die großen Tannen, die in der Nähe wuchsen, schon als kleine Bäumchen gekannt und hatte sich mit den nackten Füßchen an ihren Nadeln gestochen, wenn es Heidelbeeren suchte. Unzählige Runzeln standen in seinem bartlosen Gesicht, das immer ein wenig lächelte, denn Blabo war ein freundliches Männlein, das bei allen Waldbewohnern beliebt war.

Der Eingang zu Blabos Wohnung lag unter einer Wurzel der Eiche. Blabo verschloß ihn mit einem Stück Rinde, wenn er heraus- oder hineingekrochen war, dann fiel es gar nicht auf, daß da ein Loch war. Innen war es entsetzlich dunkel. Deshalb hatte Blabo von Zeit zu Zeit ein Stück faules Holz in die Wand gesteckt, das leuchtete ein wenig. Im Sommer lockte er immer ein paar Glühwürmchen hinein.

Blabo bewohnte im Winter ein Gemach unter der Erde, wo kein Frost hinkam. Unter der Erde befanden sich auch noch Vorratsräume. Darin sammelte Blabo die frischen Heidelbeeren, die hielten sich dort wunderbar. Oben im Baumstamm waren eine Menge Vorratsräume, in denen Blabo getrocknete Heidelbeeren aufspeicherte. Außerdem befand sich dort seine Sommerwohnung, ein Kämmerchen, das einen Ausgang zwischen den Aesten der Eiche hatte, so daß er an hellen, lauen Sommerabenden gewissermaßen auf dem Dach seines Hauses sitzen und den Frieden des Waldes genießen konnte.

In Blabos Nachbarschaft wohnte in einer Höhle unter Himbeersträuchern ein Männlein, das war in Blabos Größe, aber so dick wie groß. Den Vielfraß nannte man es im Walde. Den Namen verdiente es auch. Es aß immer und überall, wo man ihm begegnete, und es aß alles, was der Wald bot: Bucheckern, Eicheln, Nüsse, Sauerklee, alle Arten von Waldbeeren, Samen, Blütenknospen, kurz, alles, was genießbar war. Darum war es auch so unförmig dick. Für den Winter legte es sich einen Vorrat von Eicheln und Nüssen zurück, aber nie genug, denn sein Sommerappetit ließ sich im Winter nicht so leicht ohne weiteres herabschrauben. Dann ging es zu Blabo und bettelte, und Blabo hatte für jeden Hungrigen etwas. Er sammelte seine großen Vorräte ja überhaupt nicht für sich, sondern für andere, und seine größte Freude war, mit vollen Händen auszuteilen.

Es war viel Arbeit für Blabo, die Heidelbeeren zu sammeln und zu trocknen und die Vorräte in der Eiche aufzuspeichern. Wer aber dachte, Blabo hätte nur zur Zeit der Heidelbeerernte Arbeit gehabt, der täuschte sich. Es gab das ganze Jahr zu tun. Er mußte das Ungeziefer von den Heidelbeerstauden absuchen, mußte manchmal die Hasen und Rehe bitten, nicht gerade in den Heidelbeeren zu äsen,

mußte die Bienen ermahnen und loben, daß sie die Blüten besuchten usw. Immer war Blabo auf den Beinen, und wenn die Ernte endlich getrocknet und eingebracht war, sammelte Blabo noch Bucheckern und Eicheln für seine Eichhörnchen.

Zwei Eichhörnchen schliefen im Winter immer in seiner Wohnung. Das machte die Stube wärmer und es kürzte die lange Nacht, wenn man sich ab und zu unterhalten konnte, und für Blabo, der ohne Arbeit nicht sein konnte, war es eine Freude, sie zu füttern, ebenso wie die Glühwürmchen, von denen eins auf seinem Tisch saß und die Stube erhellte. Ja, sogar einen Tisch hatte Blabo, einen Kasten und Stühle, alles selbst gezimmert während der langen Winterzeit. O, es ist zu begreifen, daß er seine Glühwürmchen notwendig brauchte!

Wieder einmal, in einem besonders langen Winter, kam der Vielfraß vor Blabos Tür und bat um getrocknete Heidelbeeren. Blabo brachte ihm sofort ein paar Körbchen voll. Lächelnd reichte er sie hinaus.

„Ich würde dich gern einladen, in meine Stube zu kommen", sagte er freundlich, „aber du kannst ja nicht durch den Eingang."

„Nein, schade!" seufzte der Vielfraß.

Da kam Blabo ein Gedanke.

„Warte!" sprach er und verschwand.

Gleich darauf kam er mit einem Körbchen voll frischer Beeren.

„O, du hast frische Beeren!" rief der Vielfraß begeistert, und mit tausend Dankesworten trug er seine Last nach Hause.

Herrlich schmeckten diese frischen Heidelbeeren!

Einige Tage später kam Tauwind und fraß den Schnee. Da konnte der Vielfraß heraus und sich Eicheln und Bucheckern suchen. Aber die schmeckten nach den wundervollen Beeren gar nicht mehr. Wieviel Blabo wohl davon noch hatte? Gewiß noch einen guten Vorrat! Blabo aß ja nur Heidelbeeren und mußte deshalb immer einen Vorrat haben, der bis zur nächsten Ernte reichte; vor Juli, August gab es noch keine neuen Heidelbeeren.

Dem Vielfraß kam ein Gedanke: er wollte hungern, bis er so dünn war, daß er in Blabos Wohnung kriechen konnte. Wenn Blabo das sah, lud er ihn gewiß ein. Also bezwang er tapfer seinen Appetit und hungerte, und wirklich, sein Bäuchlein wurde kleiner und kleiner. Als Blabo ihm einmal begegnete, fragte er ganz erschrocken, ob ihm etwas fehle. Der Vielfraß aber schüttelte nur lächelnd den Kopf.

„Nun kann ich bald in deinen Eichbaum kriechen", sagte er. Blabo wußte nicht, was er meinte.

Dann kam ein warmer, goldener Märztag. Blabo ging in den Wald. Als ihn der Vielfraß zwischen den Baumstämmen verschwinden sah, kam er, um zu versuchen, ob er schon in die Eiche kriechen könnte. Es ging. Ei, wie es in der Eiche duftete! Der Vielfraß stieg die Treppen empor. Wo mochten die frischen Beeren sein? Er stieg in den Keller hinab, und als er die frischen Beeren sah, konnte er nimmer widerstehen. Mit beiden Händen schöpfte er und stopfte sie in den Mund hinein. Zwischendurch kam ihm einmal der Gedanke, daß das gestohlen sei. „Ei was", dachte er, „Blabo hat so bedauert, daß ich nicht hereinkonnte, er würde sich sicher freuen, wenn er sähe, wie es mir schmeckt!"

Sein faltiges Bäuchlein füllte sich und wurde wieder rund und prall. Aber als er über das Brett zurückgehen wollte, das Blabo über den Keller gelegt hatte, brach dieses und der Vielfraß fiel mit seiner Hinterfront in die Beeren. Mühsam rappelte er sich auf.

Durch die Gänge konnte er sich gerade noch durchzwängen, am Eingang aber fiel ihm ein, daß er nicht mehr hinauskonnte. Er schob sich in die Oeffnung. Da blieb er stecken und konnte weder vor noch zurück.

Er schrie jämmerlich um Hilfe. Alle Tiere liefen zusammen. Die einen lachten, die andern schimpften, wieder andere wünschten, er möchte das andere Ende außen haben, daß man ihm eine Tracht Prügel geben könnte. Endlich kam auch Blabo. Nach kurzem Besinnen bat er einen Specht, er möchte den Eingang erweitern. Der tat es gerne, konnte er dabei doch ab und zu einen Schnabelhieb danebenzielen, daß der Dickwanst etwas zu schreien hatte.

Blabo mußte seine ganze Güte aufwenden, um die Waldtiere zu besänftigen, als der Dieb endlich auf seinen Beinen stand. Sehr beschämt schlich er nach Hause.

Blabo eilte in seinen Keller. Da sah es böse aus, fast alle noch vorhandenen Beeren waren zerdrückt. Blabo suchte sie sorgfältig aus. Die Böglein fraßen den Brei gerne, aber für Blabo blieben von seinen großen Vorräten nur mehr so viel, daß er sich bis zur Erdbeerzeit davon nähren konnte. Dann mußte er Erdbeeren essen, und das tat er nicht gerne, sie bekamen seinem Magen nicht.

Aber dem Vielfraß trug er es nicht nach. Er machte einen großen, breiten Eingang und lud ihn im Winter ab und zu zu einem Beerenessen ein.

„Du bist wirklich ein feiner Kerl, Blabo", sagte der Vielfraß jedesmal, „wenn ich bedenke ..."

Dann antwortete Blabo: „Ach, man darf unter Nachbarn doch nicht alles gleich krumm nehmen!"

Ergebnis unserer Preisaufgabe aus Heft 8/1939

Die Mutter schickte Herta zum Kaufmann, und da traf Herta unterwegs eine Verwandte. Nun soll die Mutter aus dem Einkaufszettel raten, wer das war. Aber nicht nur die Mutter hat sich den Kopf darüber zerbrechen müssen, auch viele von euch haben es nicht erraten. Immerhin waren es aber doch ein paar hundert, die darauf kamen, daß es Tante Else war. Nun fragen all die, die sich auch heute noch den Kopf zergrübeln, wie diese Lösung zustande kam. Gut, dann will ich euch hier verraten: auf dem Einkaufzettel war zu lesen, daß Herta 4 Brote, 2 Pfund Kakao usw. holen sollte. Die Zahl 4 z. B. zeigt an, daß es sich bei dem Wort Brote um den vierten Buchstaben handelt, den man sich merken muß, also um den Buchstaben „t", bei dem Wort Kakao soll der zweite Buchstabe ermittelt werden, also „a". Wenn ihr das so fortsetzt, findet ihr des Rätsels Lösung oder des Pudels Kern, nämlich Tante Else. Darum hatte ich ja auch geschrieben: ihr müßt genau die Zahlen beachten, dann kommt ihr weiter! — Da nun auch diesmal erfreulicherweise wieder mehr als sieben richtige Lösungen eingingen, habe ich in altbewährter Weise das Los zum Preisrichter ernannt. Ich stelle euch nun die Glücklichen vor, es sind: **Erika Potz** in **Rheydt**, die den ersten Preis im Betrage von 10,— RM. errang, **Karl Matthes** in **Triebes** (Thüringen), der den zweiten Preis im Betrage von 5,— RM. bekam. Je ein wertvolles Jugendbuch erhielten ferner: **Willi Brandt** in **Nienburg** (Weser), **Eva Hadamek** in **Groß-Neuland** über Goglin (OS.), **Kurt Jander** in **Hamburg-Bergedorf**, **Hans Joachim Fischer** in **Berlin-Spandau**, **Hanna Weier** in **Plau** (Mecklenburg).

Jedoch müssen wir dann darauf achten, daß der Hebelarm an dem schrägen Pultbrettchen anliegt. Dieses bekommt einen Ausschnitt für den Papierstreifen. Die längeren der Träger für das Pult müssen so weit auseinanderstehen, daß der Hebelarm sich bequem auf und ab bewegen kann und auch der Papierstreifen glatt hindurchgeht.

Nun können wir den Apparat zusammenbauen. Auf dem Grundbrettchen befestigen wir die beiden Leistchen. Zwischen ihnen wird der Elektromagnet eingeklemmt. Die dreieckigen Trägerbrettchen lassen wir in das Grundbrett ein und leimen sie dann fest. Vorher bekommen sie an ihrer Spitze noch Ausschnitte, die als Achsenlager für den Hebelarm dienen. Auch die Trägerleisten für die Rolle lassen wir in das Grundbrett ein. Sie müssen ganz feststehen. Die Rolle selbst leimen wir zusammen und bohren im Mittelpunkt ein Achsenloch hindurch. Als Achse dient uns ein Nagel, dessen Kopf wir abgekniffen haben. Die Achse des Hebelarmes stellen wir auch aus einem Nagel her. Bevor wir jedoch den Hebelarm anbringen, schrauben wir an das eine Ende das Eisenplättchen — es soll als Anker dienen — fest, nachdem wir es in der Mitte durchbohrt haben. Außerdem müssen wir noch die Spiralfeder an dem Hebelarm befestigen, indem wir sie einfach mit ihrem Ende in ein quer durch den Hebel gebohrtes Loch einhaken. Endlich bekommt der Schreibstift — ein Stück von einem ganz weichen Bleistift — ein schräges Loch an dem noch freien Hebelende.

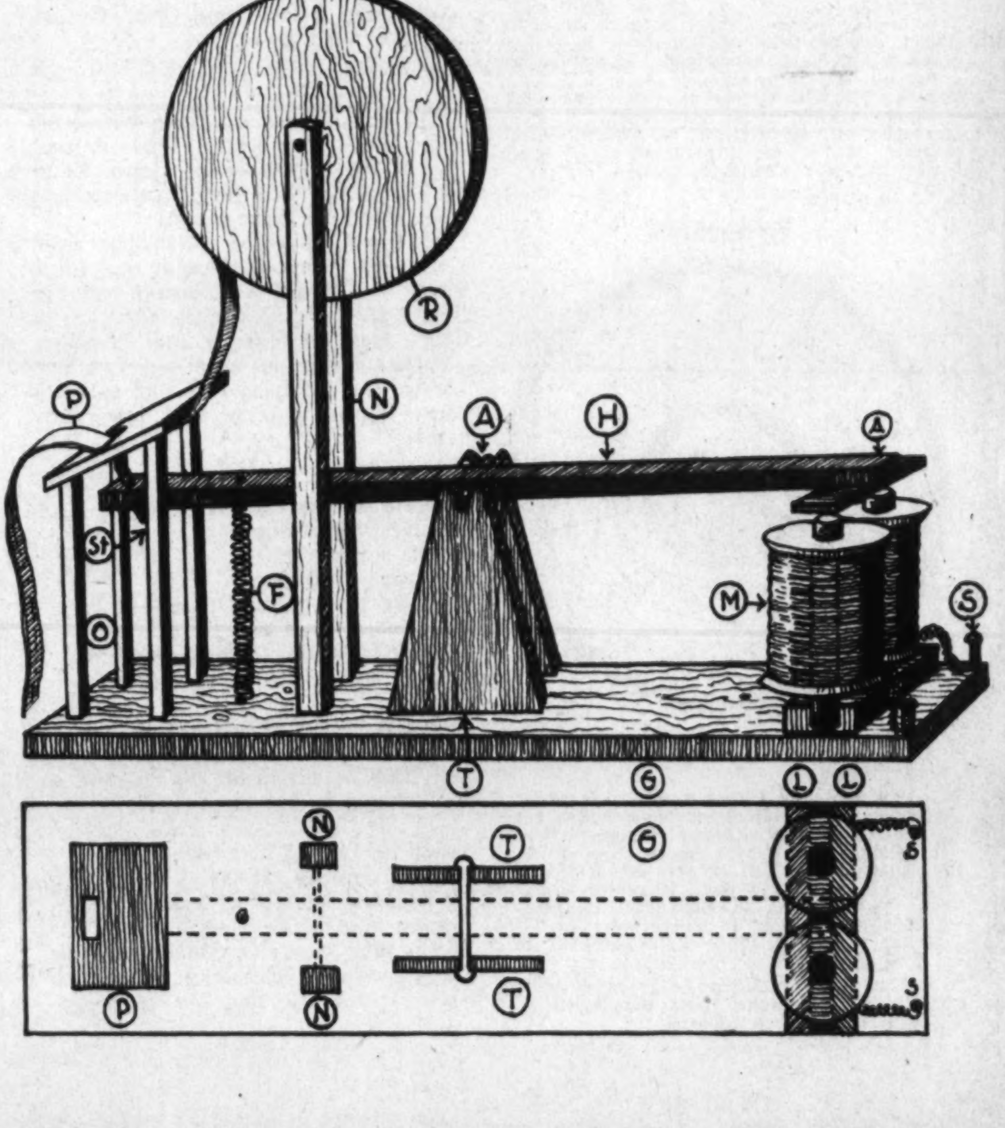
Nun legen wir die Achse in ihr Lager und schrauben die Spiralfeder an dem Grundbrettchen fest. Der Anker liegt nun auf den beiden Enden des Elektromagneten auf, wenn wir ihn herunterdrücken. Jetzt wissen wir, wie hoch das Pult sein muß. Wir sägen die vier Brettchen zurecht, lassen sie in das Grundbrett ein und leimen sie fest. Nachdem wir auch das Pultbrettchen angeleimt oder angenagelt haben, muß der Schreibstift die unsere Seite des Pultbrettchens berühren, wenn der Anker von dem Elektromagneten angezogen wird. Setzt der Strom aus, dann läßt der Magnet den Anker los und die Feder zieht den Hebelarm mit dem Stift nach unten. Als Stromabnehmer dienen uns zwei Messingschrauben, die wir in das Grundbrett eindrehen. Dicht am Boden befestigen wir an jeder Schraube durch Umwinden die Enden der Spulen des Elektromagneten. Zum Schluß umwickeln wir die Rolle mit einem recht langen weißen Papierstreifen und ziehen ihn durch die Oeffnung des Schreibpultes. Damit wäre der eigentliche Telegraphenapparat fertiggestellt.

4. Die Arbeitsweise des Telegraphenapparates.

Wenn nun unser Telegraphenapparat in Tätigkeit treten soll, dann müssen wir ihn in folgender Weise mit einem Element oder einer Taschenlampenbatterie verbinden: Den ersten Draht führen wir von der Batterie zum Telegraphen. Der zweite Draht läuft von der Batterie zum Taster. Der dritte Draht wird vom Taster zum Telegraphen geführt. Drücken wir nun auf den Taster, dann zieht der Elektromagnet den Anker an, und der Hebelarm drückt den Schreibstift gegen den Papierstreifen. Ziehen wir nun den auf der Rolle befindlichen Papierstreifen langsam und gleichmäßig durch den Ausschnitt des Schreibpultes, dann entstehen auf dem Papierstreifen Punkte und Striche, je nachdem wir kurz oder lang auf den Taster drücken. Ein Punkt entsteht, wenn der Strom nur einen Augenblick geschlossen, der Anker also nur einen Moment angezogen wird. Striche entstehen, wenn der Stromschluß länger dauert, der Anker also länger angezogen wird.

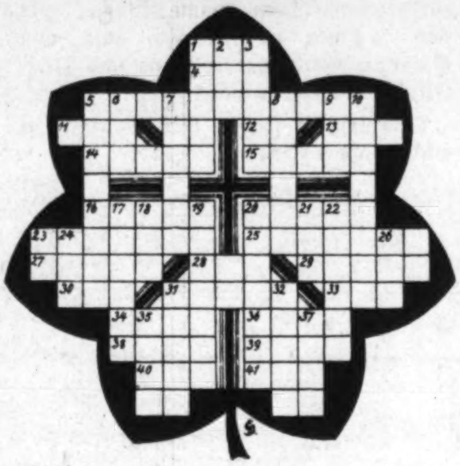
Aus diesen Punkten und Strichen hat der Forscher M o r s e — nach dem der Telegraph auch Morseapparat genannt wird — Buchstaben und Ziffern zusammengesetzt. Diese können dann wieder zu Wörtern vereinigt werden. Machen wir nun die Leitungsdrähte entsprechend lang, dann können wir von Zimmer zu Zimmer, auch von Haus zu Haus ganze Sätze und Mitteilungen telegraphieren.

Nachstehend finden wir die Morsezeichen abgedruckt:



G = Grundbrett
T = Träger
L = Leisten
N = Ständer
R = Rolle
O = Pultständer
S = Schrauben
H = Hebel
A_1 = Achse
A_2 = Anker
M = Elektromagnet
F = Feder
St = Stift
P = Papierstreifen

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Raubtier, 4. Nebenfluß des Rheins, 5. deutsche Stadt; 11. Meeresbucht, 12. Fürwort, 13. flüssiges Fett, 14. Stadt am Rhein, 15. Zusatz bei Gewichtsangaben, 16. Auszeichnungen, 20. in der Musik „langsam", 23. Gletschergeröll, 25. Tatkraft, 27. Schutzdamm, 28. Fisch, 29. nordfranzösischer Strom, 30. Waldtier, 31. Kampfplatz, 33. japanische Münze, 34. Fluß in Marokko, 36. männl. Vorname, 38. Paradies, 39. Stadt in Asien, 40. Gegensatz von „weit", 41. Stoff im Magen.

Senkrecht: 1. Verkaufsraum, 2. Lebensbund, 3. Gefäße, 5. Spaltpilz, 6. im spanischen „Fluß", 7. Blume (Mehrzahl), 8. deutsche Seehandelsstadt, 9. Farbe, 10. Lehre vom Bau der Erde, 17. Unterbein, 18. wie 30 waagerecht, 19. Landzunge, 20. Pflanzenprodukt, 21. niederländische Stadt auf Ameland, 22. Panzerschrank, 24. schwedische Münze, 26. Nebenfluß der Donau, 31. Zeitangabe, 32. Kartenwerk, 35. Nebenfluß der Fulda, 37. kleiner Metallbehälter (ö = oe; ä = ae; ch = zwei Buchstaben).

Kreisrätsel

In die Kreisfelder sind von außen nach innen fünfbuchstabige Wörter von folgender Bedeutung einzutragen:

1. Speisezusatz, 2. Gewandnadel, 3. algerischer Fußsoldat, 4. Nebenfluß der Aller, 5. Teil des Fußes, 6. Laubbaum, 7. Lichterscheinung, 8. Nahrungsmittel, 9. Verstoß gegen das Gesetz, 10. Südfrucht, 11. Teil des Degens, 12. Schaufahrt, 13. germanisches Volk, 14. gegerbte Tierhaut, 15. Tageszeit, 16. Satzzeichen, 17. landwirtschaftliches Gerät, 18. Wiederkäuer, 19. im 19. Jahrhundert beseitigte Naturalabgabe. (ch = 2 Buchstaben; ü = 1 Buchstabe.)

Die auf die punktierten Felder entfallenden Buchstaben, von außen nach innen gelesen, nennen ein Wort des Führers.

In einer oberbayerischen Mittelschule war es. Der Lehrer besprach mit den Buben seiner Klasse das Wort „Euphemismus". Er sagte ihnen, daß „Euphemismus" soviel wie „Beschönigung" bedeute.

„Angenommen", erklärte der Lehrer, „ich belege eine häßliche Sache, um sie zu heben, mit einem schönen, wohlklingenden Ausdruck, so ist das Euphemismus. Wer kann mir jetzt ein Beispiel nennen?"

Der Huber Marl zeigt den Finger, steht auf und schmettert heraus: „Der Allerwerteste!"

*

Bei einer Rekrutenbesichtigung wollte einmal der alte Mackensen die neuen Soldaten auf ihre Fähigkeit zum Zeitschätzen prüfen. „Ich nehme jetzt meine Uhr", wandte er sich an einen Rekruten, „und wenn Sie glauben, daß fünf Minuten vergangen sind, dann rufen Sie halt!"

Der Soldat läßt sich durchaus nicht aus der Ruhe bringen durch dieses Ansinnen, sondern blickt wie gebannt an dem Kopf des Vorgesetzten vorbei in die Luft. Auf die Sekunde genau ruft er dann: „Halt!"

Mackensen ist völlig verblüfft. „Haben Sie die ganze Zeit mitgezählt oder woher wußten Sie das so genau?"

Aber der Soldat schüttelt den Kopf: „Die Kirchturmuhr hinter Ihnen, Herr General, ging zum Glück genau!"

*

Der alte Admiral von Tirpitz war überall wegen seiner Ironie bekannt. Schon in seiner Jugend war er deswegen von seinen Kameraden gefürchtet. Von seiner Kadettenprüfung wird folgende Geschichte erzählt:

Ein hoher Offizier, der mit unendlich vielen Orden und Schnüren geschmückt war, fragte Tirpitz im Verlauf des Examens nach den Namen der drei größten Seehelden. „Capten Cook", sagte der Gefragte, ohne zu zögern, „Admiral Nelson, und dann — — ich bitte sehr um Entschuldigung — — ich habe den Namen Eurer Exzellenz nicht richtig verstanden!"

*

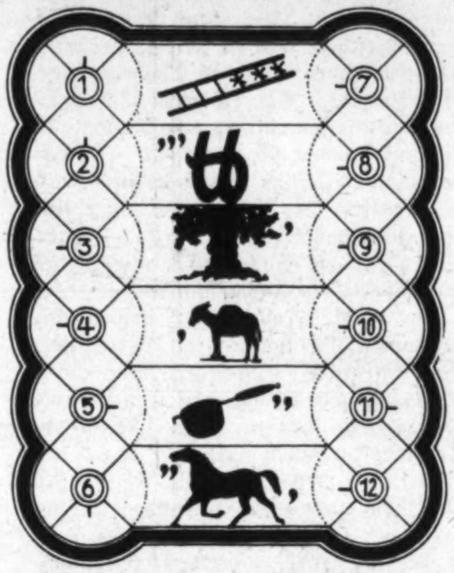
In der Prima des Lyzeums
Läßt die Klassenlehrerin
Seriöse Rätsel raten
Tags vor Ferienbeginn,
Was gewiß ein schöner Brauch —
Unter andern dieses auch:
„Vereint soll's jedes Mädchen haben,
Getrennt soll's fehlen keinem Knaben!"

Die Lösung spiegelt Schillers Geist,
Der „Anmut" bei den Mädchen preist;
„An Mut" — wer könnte das verhehlen —
Soll's keinem Knaben jemals fehlen.

Soweit die Lösung! Aber keine
Primanerin riet bis auf eine,
Die folgendes in Vorschlag brachte,
Worüber alles schallend lachte,
So daß selbst schmolz der Studienrätin Pose.
Die wohlgelung'ne Lösung hieß: „Hemdhose!"

Martin Trübe.

Ergänzungs-Bilderrätsel



Um die Zifferblätter sind vierbuchstabige Wörter im Sinne der Uhrzeigerbewegung einzutragen. Der Wortbeginn ist angedeutet. Werden hernach die nach den Bildern zu liegenden Buchstaben mit den aus den Bildern sich ergebenden Buchstaben im Zusammenhang von links nach rechts gelesen, so ergibt sich ein Sprichwort. (ch = 1 Buchstabe.)

Bedeutung der Wörter: 1. Nebenfluß der Elbe, 2. Nachtvogel, 3. altes Längenmaß, 4. großes Gewässer, 5. Lebewesen, 6. dickbreiige Masse, 7. ostasiatischer Staat, 8. Geschenk, 9. Stadt in Thüringen, 10. blutsaugendes Insekt, 11. Raubtier, 12. Ziffer.

Silbenrätsel

Aus den Silben:

a — au — au — bau — baum — ca — de — de — di — di — dith — dom — e — erb — ex — fal — faul — fe — frau — ge — gu — he — hy — i — igl — il — lieb — lü — mar — men — nes — ni — o — on — ort — ot — ot — pa — pe — pfaf — pich — plo — po — ra — rin — ritz — roh — schen — sen — si — staff — sup — tep — thek — tri

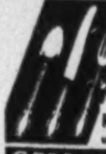
sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen einen Ausspruch ergeben, der jeden Volksgenossen angeht.

Bedeutung der Wörter: 1. Landschaft Westholsteins, 2. Gericht aus einer Hülsenfrucht, 3. Badeort am Fuße des Thüringer Waldes, 4. mittelamerikanische Republik, 5. männlicher Vorname, 6. Vaterlandsfreund, 7. dicker Prahlhans, 8. Sprengung (Zerknall), 9. unfertiges Bauwerk, 10. eingetragenes Pfandrecht, 11. Stadt der böhmisch-mährischen Höhen, 12. Pionier des deutschen Kolonialbesitzes, 13. Abführmittel, 14. Fußbodenbelag, 15. griechischer Philosoph, 16. Schwachsinniger, 17. Lebensgefährtin, 18. Vogel. (ch = 1 Buchstabe.)

Rätsel-Auflösungen aus Heft 12

1. Silbenrätsel. 1. Miegel, 2. Anreißen, 3. Sonnenbrand, 4. Sesenheim, 5. Untergrundbahn, 6. Neunauge, 7. Dünkirchen, 8. Zeder, 9. Institut, 10. Eupen, 11. Leinkuchen, 12. Iserlohn, 13. Malepartus. — Maß und Ziel — im Ernst und Spiel.

2. Silbenrätsel. 1. Bannmeile, 2. Erdbeben, 3. Sevilla, 4. Storchschnabel, 5. Erasmus, 6. Rizinusöl, 7. Livorno, 8. Obstkorb, 9. Bratsche, 10. Vergaser, 11. Ebner-Eschenbach, 12. Rosette, 13. Drossel, 14. Inspizient, 15. Eberesche, 16. Nomaden. — Besser Lob verdienen, als Lob erhalten.

Bestecke
90 gr Silberauflage
in altbekannter Qualität

Katalog unverbdl.
GEBR. KRUMM
Solingen 65

Ein wichtiger Vorzug:
Chlorodont
schont den Zahnschmelz!

Die weltberühmte
HOHNER
Gratiskatalog 64 Seiten, insges. 180 Abb., alle Instrumente originalfarbig. 10 Monatsraten.
LINDBERG
Größtes Hohner-Versandhaus Deutschlands
München, Kaufingerstr. 10

Kauft bei unseren Inserenten!

STRICKER-Sport 1939

Farbenfroh - preiswert
Katalog kostenlos!
Fahrradfabrik
E. & P. STRICKER
Brackwede-Bielefeld 325

Togal
gegen Nerven: Schmerzen
Togal ist hervorragend bewährt bei

Rheuma	Nerven- und
Ischias	Kopfschmerz
Hexenschuß	Erkältungen

Unzähligen haben Togal-Tabletten rasche Hilfe gebracht. Die hervorragende Wirkung des Togal ist von Ärzten u. Kliniken seit 25 Jahren bestätigt. Keine unangenehmen Nebenwirkungen. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togal!
M 1.24 In allen Apotheken
Kostenlos erhalten Sie das interessante, farbig illustr. Buch „Der Kampf gegen den Schmerz", ein Wegweiser für Gesunde und Kranke, vom Togalwerk München 27 Z.

Anzeigenschluß für die Nummer 15 ist am 12. Juni 1939

Er trägt die Nase hoch,
er photographiert
und hat mehr vom Leben!
DER PHOTO-PORST
Nürnberg O S.W. 118
der Welt größtes Photohaus
Ansichtssendung, Photo-Tausch.
Neuer Katalog G 118 kostenlos

Erfolgreich bewerben –
bedeutet heute nicht mehr, irgendeine Stellung zu erhalten, sondern sich ein Arbeitsgebiet erschließen, das den eigenen Wünschen entspricht und entwicklungsreich ist. Widmen Sie aus diesem Grunde Ihrer Bewerbung volle Aufmerksamkeit und lesen Sie das Buch
Neue Stellung
durch richtige Bewerbung
Von Alfred Gürteler. Preis RM. 1,—
Durch den Buchhandel zu beziehen oder über den Verlag
HANSEATISCHE VERLAGS-ANSTALT HAMBURG

Kommt der Storch....

kommt das Glück. Und das Glück bleibt ungetrübt, wenn unser Neugeborenes lebenskräftig heranwächst. Darum während der Schwangerschaft Kalk-Fluorid nehmen. Als Ergänzung für den Kräfteverbrauch der Mutter, als natürliches Aufbaumittel für das werdende Kind. Auch nach der Geburt:
KALK-FLUORID
Wahrer Segen für Mutter und Kind
Proben und Prospekte sendet Ihnen
HOMOIA Karlsruhe 0309

Gute Bücher für wenig Geld –
das ist es, was Sie suchen. Bei der
Deutschen Hausbücherei, Hamburg 36,
Schließfach 233, finden Sie das Richtige
Fordern Sie Prospekte

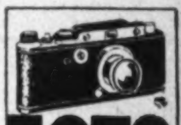
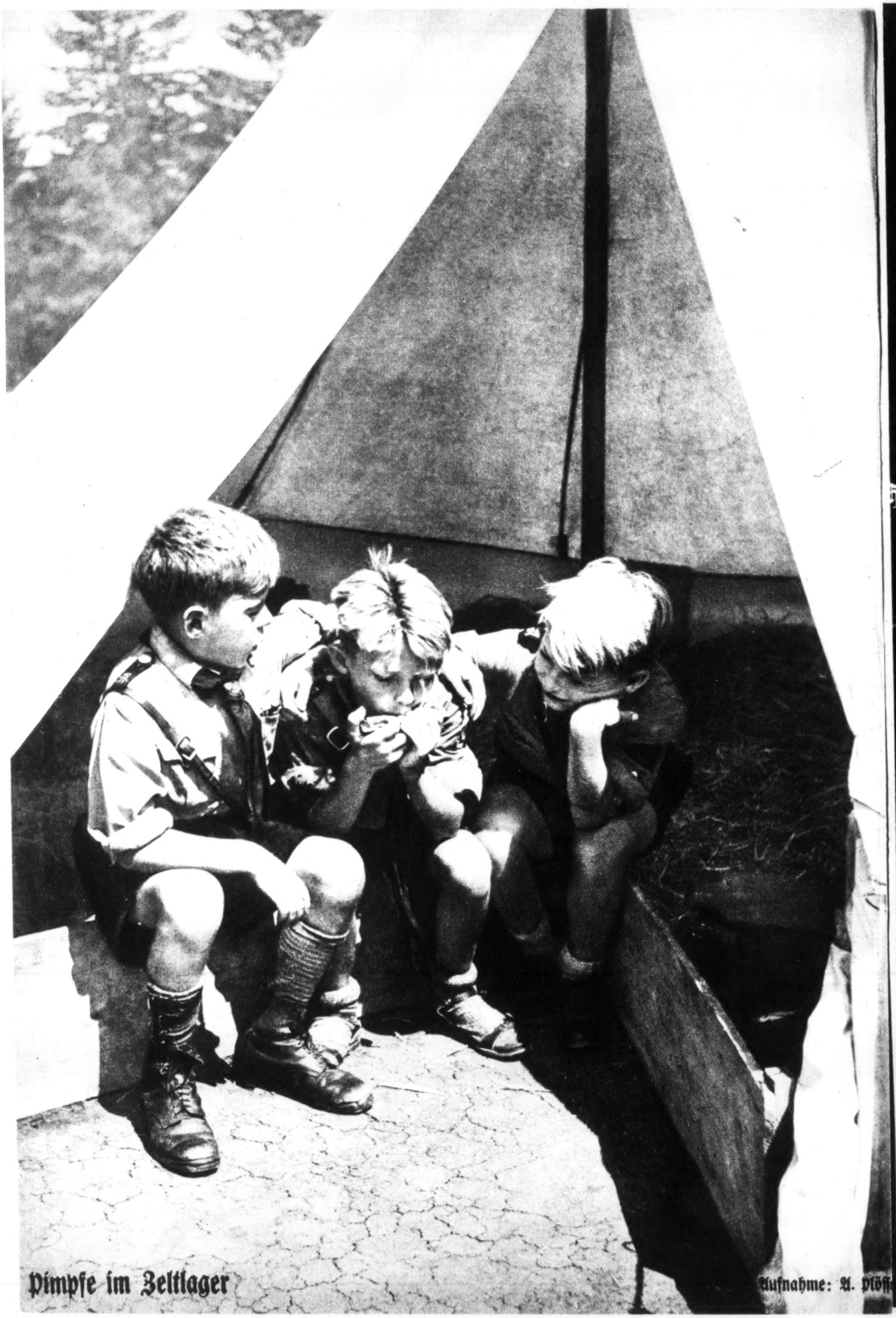


FOTO
Großkatalog
mit 300 sprechenden Bildern.
Gebrauchtliste
(Fundgrube)
Hauszeitschrift
kostenlos.
Jhr Vorteil:
5 Tage Ansicht.
Teilzahlung.
10 Monatsraten
PHOTO SCHAJA
MÜNCHEN · E 123
Der Welt größte Leicaverkaufsstelle

Für Urlaub und Wochenende
finden Sie alles in vorbildlicher Auswahl und zu vernünftigen Preisen in der Defaka
Defaka
BERLIN · BREMEN · BRESLAU · CHEMNITZ · DORTMUND · DRESDEN · DÜSSELDORF · ESSEN · FRANKFURT a.M. · GLEIWITZ
HAMBURG · HANNOVER · KIEL · KÖLN a.Rh. · KÖNIGSBERG i.Pr. · LEIPZIG · MAGDEBURG · MANNHEIM · MÜNSTER i.W. · STETTIN

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Anzeigenverwaltung Berlin, Berlin W 9, Potsdamer Straße 1, Fernruf 22 91 51, Postscheckkonto: Berlin 1690 40. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. DA. I. Vj. 1939: 131 945. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Anton Chudzinski, Berlin W 9, Potsdamer Straße 1. Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2



Pimpfe im Zeltlager

Aufnahme: A. Plöß